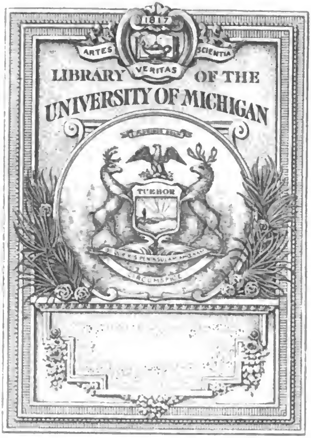


Bosnische Volksmärchen

Milena Preindlsberger-Mrazović



Digitized by Google

GR
159
.B7
P92

Digitized by Google

Digitized by Google

Bosnische Volksmärchen

Von Milena Preindlsberger-Mrazović

Mit Illustrationen von Ewald Arndt



Innsbruck
A. Edlinger's Verlag
1905



Digitized by Google

Digitized by Google

Bosnische Volksmärchen.

Preindlsberger, Frau Milena Theresia (Mrazović)

Von Milena Preindlsberger-Mrazović.

Mit Illustrationen von Ewald Arndt.

Innsbruck
A. Edlingers Verlag
1905.

Digitized by Google

Buchdruckerei A. Edlinger, Innsbruck.

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Folklore
Edelmann
7-1-29
19644

An

Frau Milena Preindlsberger-Mrazović

In Sarajevo.

Hochverehrte Frau!

Sie teilten mir Ihren Wunsch mit, daß ich Ihrer Ausgabe der „Bosnischen Volksmärchen" einige Worte der Begleitung auf den Weg mitgeben soll. So schmeichelhaft dieser Wunsch auch ist, ich finde ihn eigentlich überflüssig. Sie sind ja dem deutschen Lesepublikum, soweit es sich um das Land und die Leute, denen Sie Ihre Feder leihen, interessiert, schon längst bekannt. Also einer Empfehlung nach dieser Richtung bedarf es nicht. Das Bändchen Märchen aber, das Sie aus einer großen Zahl des Ihnen zu Gebote stehenden Materials ausgewählt und den vielen Freunden dieser Art Volksliteratur in die Hand geben, sollte, um nach seinem inneren Wert gewürdigt zu werden, einem Fachmanne in der Märchenkunde, wie es deren in jeder Literatur mehrere gibt, vorgelegt werden. Ein solcher — ich nenne beispielsweise meinen Freund, Prof. Polivka in Prag — würde zu jedem der fünfzehn Märchen dieses Büchleins eine Unzahl von Parallelen aus allen möglichen Volksliteraturen zitieren können, um zu zeigen, daß die kleinen Geschöpfe überall in der weiten Welt ihre Verwandten haben und es eigentlich bloß auf einen geringeren oder größeren Grad der Befähigung und Gewandtheit ankommt, wie sie bei einzelnen Völkern in mündlicher Überlieferung leben.

Ich will hoffen, daß es Ihnen bei der Wiedergabe dieser Märchen in deutscher Sprache gelungen ist, die lokale Couleur der bosnischen Erzähler oder Erzählerinnen treu zu bewahren, auf die gerade die Folkloristik den größten Wert legen muß. Denn wer dieses Büchlein nicht bloß als an-

Digitized by Google

genehme Lektüre, nicht bloß wegen der vortrefflichen ethnographisch getreuen Illustrationen liebgewinnt, wer es unter einem andern Gesichtspunkt, als einen neuen Beitrag zur Bereicherung unserer Kenntnisse der serbokroatischen Märchen einer vergleichenden Prüfung unterziehen wollte, wird vor allem bestrebt sein, nach dem spezifisch Bosnischen darin zu fragen. In der Tat glaube ich behaupten zu dürfen, daß auch auf dem Gebiet der Märchen sich einige Stoffe ebenso ausscheiden lassen, die den Bekennern des Islams besonders behagen, wie wir betreffs der epischen Volksdichtung jetzt schon sehr gut wissen, daß auf dem gemeinsamen Kanevas der Serben und Kroaten die Bekenner des Islams einen eigenen Inhalt gestickt haben. So vermute ich, daß einige von diesen Märchen (z. B. unter Nummer 3, 4, 13, 14) hauptsächlich in dem Munde der Moslims zirkulieren, während andere einen christlichen Einschlag verraten. Nun sind wir darüber zunächst noch sehr wenig orientiert, weil uns Märchen aus Bosnien und Herzegowina noch nicht in sehr großer Anzahl zugänglich sind. Und auch das schon Gedruckte ist sehr weit zerstreut, zumeist in periodischen Zeitschriften Es ist außerdem der Umstand in Betracht zu ziehen, daß das vor den letzten Dezennien gesammelte Material fast ausschließlich von den katholischen und orthodoxen Bewohnern des Landes herrührte. Erst in neuerer Zeit sind uns auch die Anhänger Islams zugänglich geworden. Jetzt ließe sich also vielleicht auch auf dem Gebiete der Märchen ebenso ein moslemitischer Typus erkennen, wie er uns in der Epik durch die Publikationen namentlich Konstantin Hörmanns klargelegt worden ist.

Wenn Sie, meine Gnädige, mit diesem Büchlein und weiteren, demselben Gegenstand gewidmeten Sammlungen uns dazu verhelfen, diesen Typus zu erkennen, wird im Bereich der serbokroatischen Folkloristik Ihr Name ebenso mit Anerkennung genannt werden, wie schon jetzt Ihre Verdienste um die Schilderung des geistigen und materiellen Lebens der diese zwei schönen Länder bewohnenden Bevölkerung allgemein anerkannt sind.

Ich verbleibe mit größter Verehrung

Ihr ganz ergebener

V. Jagić.

Abbazia, 15. September 1904.

Digitized by Google

Die kritisch anregenden Worte des berühmten Slavisten, des Herrn Hofrates Professor Dr. Vatroslav Jagić, dessen offenes Sendschreiben die ersten Seiten dieses Büchleins schmückt, sein Hinweis auf die scharf und bestimmt auftretenden Eigentümlichkeiten des Stoffes und auf den wissenschaftlichen Maßstab, der an derartige Publikationen gelegt wird, eröffneten auch mir neue Gesichtspunkte, und ungesäumt ging ich daran, mein Märchenmaterial, das sich im Laufe der Jahre angehäuft, aufs neue zu sichten. Nochmals prüfte ich die aus allen Teilen des Landes und von individuell sehr verschiedenen Erzählern herrührenden Varianten ein und desselben Themas, summierte sie und verglich sie dann mit dem, was sie in meiner Hand geworden. Und mit dem Forschungseifer kam einen Augenblick lang auch die Versuchung über mich, das, was ich auf den folgenden Blättern in feiertäglichen Stunden niedergeschrieben, wieder zurückzunehmen und meinen ganzen Märchenbesitz unverkürzt herauszugeben in ursprünglicher Lesart und wörtlich genauer Übersetzung, gewissenhaft und peinlich.

Das Gefühl meiner Unzulänglichkeit einer solchen wohldisziplinierten Aufgabe gegenüber, ließ mich diese Idee rasch wieder aufgeben. Was dem großen Gelehrten so naheliegend däucht, mir ist es nicht erreichbar. Indem ich mir dies eingestand, empfand ich es drückend, daß es nunmehr einer Rechtfertigung für das Erscheinen dieses Büchleins bedürfe, und verzagt irrten meine Gedanken umher.

Da traten zwei Freunde bei mir ein. Vollblutgermanen. Sie hatten von Nord nach Süd die dunklen Täler Bosniens durchwandert, hatten auf

Digitized by Google

den lichten herzegowinischen Almen gelagert und die Herrlichkeit des Durmitor geschaut, all dies jetzt, „von einem jungen Mond zum andern". Noch haftete an ihnen der frische Hauch des Hochgebirgs, und auf ihren braunrotgebrannten Gesichtern strahlte die Freude über das Erlebte.

„Erzählet, meine Freunde, erzählet!" Und sie taten es:

*

„Das Feuer erlischt. Das letzte Holzscheit sinkt raschelnd in sich zusammen, und irre Funken tanzen zum Nachthimmel, der sternbesät über den schwarzen Felsenwänden in der Runde ruht. Um die weißgrau und rot verglühenden Aschenreste hocken im Kreise buntgegürtete Männergestalten, die ums Haupt den weißen Turban tragen. Wenn sie den Kopf leicht zueinander wenden, zeichnen sich große, starke Profile vom dunklen Hintergrunde ab, mit flatterndem Schnurrbart und hartem Kinn. Im aufflackernden Scheine des letzten Scheites schimmert aus dem Dunkel drüben unser weißes Zelt.

Das ist die Nacht. Der Gesang der Männer, der eben noch rauh und melancholisch ums Feuer klang, ist verstummt, das Lied von der schönen Hirtin,

Die einen Andern nehmen sollt,
Ihr Vater hat es gewollt, —

es ist zu Ende und verschwebt zu sternbeschienenen Höhen. In starrem Reigen stehen die schwarzen Berge, großmächtig und still. In wilder Pracht liegt schweigend die Natur. Und auch wir Menschlein schweigen ehrfurchtsvoll und ahndevoll. Das Reich der Träume und der Märchen ist gekommen.

Doch hört! Klirrte da nicht ein Stein? — Wechseln die Gemsen oben und senden freundlichen Nachtgruß zutal? — Noch einmal rollt es. Aus finstrer Nacht hallt ein langgezogener Hirtenruf, halb wild halb klagend. Wir antworten und warten. Es ruft zum zweitenmale, näher. Schritte im nahen Geröll, und aus dem Dunkel taucht plötzlich ein weißer Riese auf.

Digitized by Google

Bist du es, Wujko? Der seine Schafe auf der hellsten Höhe droben weidet? Lockte Dich der Feuerschein? Stieg der Duft des Lammes hinauf zu Dir, das wir am Spieße hatten?

Setze Dich, Wujko! Ein Stück Lende verblieb Dir noch. Und Du, Halil, saumseliger Treiber der Rosse, und Du, Mato, der uns Wasser gebracht, tummelt Euch! Schichtet trockne Stämme und Reiser des Urwaldes und laßt das Nachtfeuer heller lodern.

Sahet Ihr es schon einmal, wie mit blendenden Zähnen und lachendem Munde, schweigend, Wujko das Lendenstück zerreißt?

Das Feuer lodert. Die Flammen steigen. Der rote Schein beleuchtet hoch hinauf das nackte Gefels, und unruhige Schatten flattern durch den nahen Tann.

Höre, Wujko, später Hirte! Sie sagen, Du weißt die besten Märchen im Tal?

Er lächelt nur. Noch einen Trunk Wasser. Enger und enger schließt sich der Kreis und Wujko, tiefsinnig hockend, ins Feuer blickend, rot beschienen, hebt an:"

*

Wissen wollt Ihr nun von mir, Ihr Fremdlinge, was Wujko, der Hirte wohl erzählt haben mag? Habt Dank für dies Begehren! Nie spracht Ihr eines aus, das gelegener kam. Weiß ich doch nun, wozu dies Büchlein dienen soll.

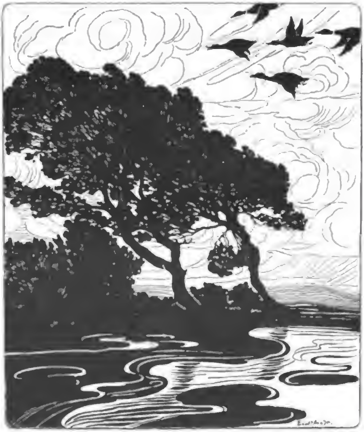
Auch ich sah jene Berge, wo die Wässer klarer laufen, wo mit schwerem Flügelschlag der Adler um die roterglühenden Felsen streicht. Wildwässer stürzen zutal, nieder in blumiges Gefild, und ihr Donner erstirbt in Urwaldrauschen. An den Hirtenfeuern saß ich in flimmernden Vollmondnächten, gleichwie an den Herdstellen ärmlicher Hütten in dunklen Schluchten, an deren Wänden der Herbstregen niederprasselte. Stunden- und stundenlang. Und was mir von all dem, was ich damals erlauscht, in Herz und Sinn verblieb, davon sei unseren deutschen Freunden hier einiges wiedererzählt. Vielleicht merkt auch der eine oder andere Kenner mein redlich Bemühen, die Eigenart des Einzelnen im Ganzen wiederzugeben, vielleicht entdeckt er

Digitized by Google

mit verständnisvollem Lächeln die fremdartigen Lichter, die am Leben zu erhalten mir etwa gelungen sein sollte. Im Übrigen will ich schon dankbar und zufrieden sein, wenn von dem besonderen Ton unserer weltfernen bosnischen Berge unterstützt, der alte Zauber wundersamer Märe den unbefangenen, nur lebensuchenden Leser in seinen Bann zieht.

Sarajevo, im Oktober 1904.

Die Verfasserin.



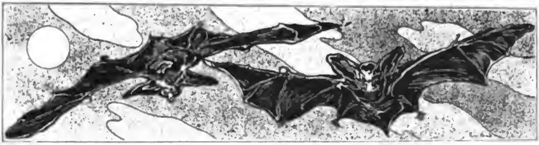
Digitized by Google

Inhalt.

Digitized by Google



Digitized by Google



Der Vampyr.

Unter den vielen Armen, die es immer auf der Welt gibt, gab es einmal auch einen Mann und ein Weib, die ganz beſonders arm waren, denn ſie hatten nicht einmal ein Kind. Gar nichts hatten ſie auf der Welt, als eine kleine Hütte, und das iſt wahrlich wenig genug. Eines tags ſprachen ſie miteinander über ihre Armut. Da ſagte der Mann: „Wir haben gar niemanden, der uns, wenn wir dahin ſind, in ſein Gebet einſchließen und an unſerem Sterbetag für unſere armen Seelen einen Löffel Panahija*) verzehren wird. Und was wird wohl aus uns werden, wenn uns das Alter erreicht, ſo ohne Verwandtſchaft und Schwägerſchaft und ohne Nachkommen! Ich will es verſuchen in die Welt zu ziehen, um etwas zu erwerben, damit wir in ſpäteren Jahren wenigſtens nicht Hungers ſterben müſſen.“

*) Panahija = Totengericht, beſtehend aus gekochtem Weizen und Honig, das bei den orientaliſch-orthodoxen Chriſten bei Begräbniſſen und an Gedenktagen verzehrt wird.

Digitized by Google

Das Weib war einverstanden, und er zog in die weite Welt. Er durchwanderte viele Dörfer und Städte, fand aber nirgends einen Verdienst. So zog er immer weiter und weiter und kam auch in einen dichten Wald, in dem er die Wegspur verlor und mehrere Tage umherirrte, ohne auch nur auf eine Lichtung gelangen zu können. Er war schon ganz entkräftet und mutlos, als er einem Jäger begegnete, der ihn verwundert fragte: „Mensch, wie kommst du in diese Wildnis?“ Der Mann sagte ihm, daß er einen Verdienst suche und sich verirrt habe. „Da ist dir leicht zu helfen,“ meinte der Jäger; „am Ende dieses Waldes habe ich ein Jägerhaus; in diesem müßtest du wohnen und den Namen jedes Reisenden, der dort vorüber zieht, aufschreiben. Das wäre deine Arbeit.“ — „Und was wäre mein Lohn, o Herr?“ fragte der Arme, „denn du weißt doch, daß für die Nahrung allein nur der Hund dient.“

„Du wirst schon zufrieden sein“, sagte der Jäger.

Der Arme willigte nun mit Freuden ein, und nachdem der Jäger ihm den richtigen Weg gewiesen, stieß er auch bald auf das Jägerhaus. Er fand darin etwas Maisbrei in einer Holzschüssel, die nie leer wurde, wie oft er auch daraus aß, und ein Buch mit leeren Blättern. Und da er den guten Mönchen des Klosters in seinem Heimatsdorfe die Kunst des Schreibens etwas abgelauscht hatte, so schrieb er fein säuberlich auf die weißen Blätter die Namen aller, die an dem Walde vorbei zogen. Nach einem Jahre war das Buch voll. Jetzt kam auch der Jäger, und da er mit dem Geschriebenen sehr zufrieden war, gab er dem Armen einen Beutel Dukaten und entließ ihn. Wer war nun glücklicher, wer war fröhlicher, als er? In seiner Herzensfreude

Digitized by Google

sagte er dem Jäger, daß er für die empfangene Wohltat ihm alles zu Liebe tun und ihm das Liebste, was er habe, schenken würde. Der Jäger verlangte nun, daß der Arme das, was er soeben gesagt, schriftlich geben möge. Er tat es ohne Arg und zog singend seines Weges.

Zu Hause harrte seiner noch eine Freude: während seiner Abwesenheit hatte sein Weib einen Knaben geboren.

Da sie jetzt auch genug Geld hatten und der Mann es durch seinen Fleiß immer noch vermehrte, so hätten sie sehr glücklich leben können. Der Mann war jedoch immer bekümmert, da er des Versprechens gedachte, das er dem Jäger gegeben, und er fürchtete, daß ihm dieser eines tags sein einziges Kind abfordern werde.



Die Zeit kam und ging, das Kindchen gedieh, und die besorgten Eltern gedachten immer seltener des Jägers und jenes Versprechens. Da geschah etwas Seltsames, Schreckliches. In einer finsteren Nacht, als ein eisiger Nord wehte, heulte plötzlich der Hund laut auf, so, als hätte man ihm etwas zuleide getan. Dann hörte man ein unheimliches Geräusch vor der

1*

Digitized by Google

Haustüre: diese sprang auf, und über die Schwelle wälzte sich ein blutgefüllter Menschenbalg, ein Vampyr.

„Nun mußt du dein Versprechen einlösen", klang es dumpf. Das entsetzte Ehepaar beschwor das Schreckgespenst im Namen Gottes und des heiligen Johannes sich zu entfernen, sprengte Weihwasser aus, und so mußte es zurückweichen. Bevor der Unhold aber die Schwelle verließ, sagte er: „Möge das Kind immerhin noch dableiben; nach fünfundzwanzig Jahren ist es in jedem Falle mein."

Der Mann und das Weib fanden erst wieder im Morgengrauen Schlaf. Und beide hatten den gleichen Traum. Der heilige Johannes, ihr Hauspatron, stieg aus seinem Rahmen in der Stubenecke nieder, schwang das vor seinem Bilde hängende Lämpchen wie ein Räucherfaß und sprach: „Lasset den Knaben Mönch werden, dann kann ihm der wilde Jäger, der gestorben und zum Vampyr geworden ist, nichts anhaben."

Das Ehepaar erwachte, ihr kleiner Hausaltar sah aus wie immer, aber in der Stube schwebte ein feiner Duft, wie aus einem geweihten Räucherfaß.

Als der Knabe sieben Jahre alt war, gaben ihn die Eltern zu den Mönchen ins Kloster. Er wurde groß und schön, lernte fleißig und erhielt noch in ganz jungen Jahren die Priesterweihe. So oft er heim zu seinen Eltern kam, fand er sie traurig, und da auch schon ein Bart sein Antlitz zu beschatten begann, so faßte er sich ein Herz und frug seinen Vater um den Grund seines Kummers. Der Vater gestand ihm alles und sagte, die fünfundzwanzig Jahre seit jener Schreckensnacht wären jetzt bald um und deshalb könnten

Digitized by Google



Digitized by Google

er und die Mutter aus Besorgnis ihres Leben nicht froh werden.

Der Mönch erschrak heftig und faßte den Vorsatz den Vampyr aufzusuchen, um von ihm jenes schriftliche Versprechen mit Hilfe Gottes und des heiligen Johannes wieder zurück zu erhalten und dadurch seine Seele zu retten.

Er bereitete sich nun vor wie zum Tode, beichtete, empfing das heilige Abendmahl, versöhnte sich mit allem auf der Welt, mit den Vögeln in den Bergen, den Fischen im Wasser und den Schlangen unter den Steinen, schützte sein Haupt und seine Brust mit heiligen Amuletts, nahm einen geweihten Stab zur Hand und zog davon. Ohne zu ermüden, ging er Tag und Nacht immerfort und kam auch in jenen Wald, in dem sich damals sein Vater verirrt hatte. Die Nacht brach herein und mit ihr ein furchtbarer Sturm, der alte Bäume wie Schilfrohr knickte, und dabei strömte der Regen wie aus Tonnen.

Der Mönch sah ein schwaches Licht schimmern, ging diesem nach und fand eine kleine Hütte, in die er mit frommen Gruß und der Bitte um ein Nachtlager eintrat. Eine alte Frau küßte ihm erfreut die Hand und sagte: „Dank sei dem lieben Gott, daß er einen solchen Mann in mein unwürdiges Haus treten läßt! Aber, teurer Vater, du kannst nicht hier bleiben, denn mein Sohn ist ein großer Missetäter, ein Räuber und Mörder, und er würde dich erschlagen, wenn er dich fände."

Der Mönch empfand keine Furcht und so bat ihn die Alte, sich wenigstens nebenan in der Kammer zu verbergen, was er auch tat. Der Räuber hatte aber kaum die Hütte betreten, als er schon ausrief: „Mutter, ich fühle einen Christenmenschen in

Digitized by Google

der Nähe! Mag er doch hervorkommen und, wenn er will, meinen Kopf nehmen, mich vernichten, wie der Orkan die Eiche zerschmettert, denn ich bin so elend — so elend ....“ Der Mönch trat vor. Als der Räuber das priesterliche Gewand erblickte, wurde er leichenblaß. Er wollte einen frommen Gruß stammeln, aber die Zunge erstarrte ihm, er versuchte das Kreuz zu schlagen, aber die Hand wurde lahm. Erst als der Mönch des Himmels Gnade für ihn erflehte, lösten sich die unsichtbaren Fesseln, und wie ein Regenstrom überfluteten heiße Tränen des Sünders Antlitz und das seiner Mutter.

Liebreich tröstete der Mönch beide und erzählte dann seine Geschichte und wie er ausgezogen sei, dem Vampyr das schriftliche Versprechen seines Vaters zu entreißen. Als die Frau das vernommen, stürzte sie auf die Erde nieder, raufte sich das Haar, schlug sich mit den Fäusten auf die Brust und schrie: „Wehe, wehe uns Unglücklichen! Jener Jäger war mein Mann, der Vater dieses armen Sünders. Schoß er kein Wild, so schoß er auf die Menschen, die vorüberzogen. Gib, o Frommer, ihm die Grabesruhe, töte in ihm den Vampyr und bete für seine Seele!“

Ihre gellenden Klagen drangen hinaus in den Wald, und der Sturm antwortete mit Heulen und Toben.

Die drei seltsamen Gefährten, die das Schicksal zusammengeführt, machten sich auf nach dem Dorfe am Rande des Waldes, das sie nach vielem Mühsal erreichten. Noch war es finstere Nacht, als sie an die Haustüren der Dörfler pochten und um Gottes und des Gekreuzigten willen um Beistand baten. Den Leuten fuhr der Schreck in die Knochen. Seit langem schon schlich sich ein lang-

Digitized by Google

sames, stetes Sterben durch das Dorf; seit langem trübte und verunreinigte etwas immer wieder ihre Tränken und Brunnen, verdarb das Saatgut in den Speichern. „Ein Vampyr ists, ein Vampyr!“, ging es in bleicher Furcht flüsternd von Mund zu Mund. Ein kohlschwarzer Hengst ohne irgend einem Abzeichen wurde herbeigeführt, und während die Weiber und Mädchen ermahnt wurden, die Kinder und das Herdfeuer zu behüten, entzündeten die Männer an der heiligen Herdflamme die Kienholzfackeln, der Älteste ergriff den zitternden Hengst am Halfter und schritt betend mit dem Mönch, der Witwe des wilden Jägers und dem Räuber voran. Die übrigen folgten schweigend.

So zogen sie nach dem Friedhofe, der auf dem Scheitel eines steinigen Hügels lag. Als die Männerschar keuchend hinauf kam, sahen sie einen schwarzen Menschenschatten dahinhuschen und verschwinden, der ein weißes Laken über der Schulter trug. Es heulte und pfiff in den Lüften, und der Sturm versuchte die Fackeln auszulöschen. Um jeden Schritt kämpfend, drangen die Männer vor und leuchteten dann über jedes Grab hin, ob es auch unversehrt sei und nichts auf einen Vampyr hindeute. Sie suchten und suchten, bis sie endlich an der Ostseite eines eingesunkenen Grabes ein Loch fanden, aus dem etwas herauslugte. Ein Beherzter griff hin und zog einen buntgestickten Socken hervor, den das Weib des Jägers als einen von denen erkannte, die sie dem Toten auf der Bahre angezogen und den jetzt der Vampyr verloren hatte, als er eiligst in sein Grab geschlüpft war. Der Rapphengst wurde vorgeführt, und obgleich er willig über jedes Grab schritt, über das des wilden Jägers brachte ihn keine Macht. Schläge und Lockungen versagten.

Es sprach nun der alte Bauer: „Männer, es scheint klar zu sein, daß dies hier das Grab eines Vampyrs ist. Tun wir also, was in solchen Fällen unsere Ahnen taten, um dem Volke und dem Toten die Ruhe wiederzugeben.“

In frommem Gesange erhob sich hierauf des Mönches Stimme über den Sturm. Die Männer fällten den Stamm eines alten Hagedorns, machten einen Pfahl zurecht und ließen seine Spitze von dem Feuer ankohlen, das sie mit den Fackeln von ihrem gesegneten Herde mitgebracht. Dann öffneten sie das Grab.

Unten lag der Tote ganz unversehrt, so wie er vor langen Jahren in die Erde gebettet ward. Die Männer bildeten einen Kreis und hielten die Fackeln hoch, und in dem zuckenden, blutigroten Schein zuckte auch des Vampyrs von rotem Menschenblute gequollener Leib. Und jetzt stieß der Mönch den Hagedornpfahl dem Vampyr wuchtig durch die Brust; dann tat es dessen Weib, dann dessen Sohn und dann alle Männer dem Alter nach. Der Vampyr wand und wälzte sich unter den Stößen, und herzzerreißende Seufzer stiegen aus dem Grabe herauf, Laute, wie jene, die ein Felsblock ausstößt, wenn er losgebrochen wird von seinem Mutterboden . . . .

Der Sturm war verstummt, die Sonne ging auf, und im Grabe lag nur mehr eine unförmliche Masse. Die Männer entblößten das Haupt und schlossen das Grab. Jetzt ruhte der wilde Jäger in ewigem Frieden.

Vergeblich jedoch hatte der Mönch nach der Schrift, die seines Vaters Versprechen enthielt, in dem Grabe gesucht, und deshalb glaubte er, daß sie gewiß in der Hölle verwahrt werde und er sie von dort holen müsse. Er nahm daher wieder den

Digitized by Google

geweihten Stab zur Hand, um zur Hölle zu wandern; vorher mußte er aber dem reuigen Sünder versprechen, ihm nach seiner Rückkehr die Beichte abzunehmen und das heilige Abendmahl zu spenden.

Wohin immer sich der fromme Mann wandte, immer fand er sich auf einem schmalen Pfade. Dieser führte ihn endlich zu einem Felsen und von da nicht weiter. Er schlug mit seinem Stab gegen den Fels und dieser spaltete sich, so daß er seinen Weg durch eine finstere Höhle fortsetzen mußte. So ging es eine lange Strecke fort, bis er endlich in die Hölle kam. Hier sah er die Qual der armen Seelen in dem unermeßlich großen Feuer. In einer Ecke saßen grinsend eine Menge Teufel mit Hörnern und roten Kappen, und in ihrer Mitte hockte ein dickes Scheusal, das auf einem Fuß lahm war: Hromi-Dada, der oberste der Teufel. Der Mönch zog nun die heiligen Amuletts hervor, mit denen er sich gewappnet, und warf sie unter das Satansvolk. Dieses floh in eine andere Ecke, und der große Krumme begann den Mönch zu beschwören, er möge verlangen, was er wolle, nur möge er die Amuletts zusammensuchen und einstecken. „Du siehst doch," winselte er, „daß ich bereits auf einem Fuß hinke; willst du vielleicht, daß ich auch den andern breche?" Jedoch der Mönch erwiderte, daß er sich nicht eher von der Stelle rühren werde, bis man ihm nicht die Schrift seines Vaters zurückgegeben habe. Hromi-Dada gab nun den Befehl, daß das sofort geschehe. Aber der Teufel, der das Schriftstück verwahrte, wollte davon nichts wissen, und deshalb ließ ihn der Hinkende auf alle möglichen Arten martern. Sie hängten ihn auf, warfen ihn ins lebendige Feuer, — alles

Digitized by Google

umſonſt. Da befahl Hromi-Dada, den Unfolgſamen auf das Nadelbett zu werfen, welches für des Jägers Sohn, den Räuber, bereit ſtand. Wie der Teufel das hörte, warf er ſchnell die Schrift von ſich. Der Mönch raffte ſie auf und floh hinweg.

So ſchnell er nur konnte eilte er heim, um ſeinen Eltern die Schrift zu bringen und ihnen ſeine Erlebniſſe zu erzählen. Aber er konnte das Elternhaus nicht finden, ſo viel er auch ſuchte. Auch das Gehen wurde ihm recht ſchwer, er wußte nicht warum. Endlich war er in ſeinem Kloſter, — doch wie hatte ſich hier alles verändert? .... Weder konnte er jemanden wiedererkennen, noch wurde er von jemandem gekannt. Er



Digitized by Google

nannte seinen Namen, — die Mönche schlugen in den Büchern nach und sagten ihm, vor dem Wunder ehrfürchtig die Stirne neigend, daß er vor genau dreihundert Jahren aus dem Kloster fortgegangen sei.

Gottergeben wartete er nun auf das Ende seines Lebens. Eines Tages wünschte er in den nahen Friedhofshain geführt zu werden, wo er auch die Gräber seiner Eltern vermutete. Betend ließ er sich dort nieder. Da hörte er die Mitbrüder seinen Namen rufen. Sie hatten einen Apfelbaum bemerkt, dessen fruchtbeladene Zweige sich bis zum Boden neigten. Die Früchte dufteten köstlich, doch als die Brüder einige pflücken wollten, schnellten die Zweige in die Höhe und waren nicht zu erlangen. Die Brüder holten den Greis herbei, damit er das Merkwürdige schaue und deute, und nun sahen sie unter dem Apfelbaum auch einen uralten Mann knieen, mit gefalteten Händen und gen Himmel gerichteten Augen. „Gelobt sei Gott," sagte er zu dem greisen Mönche, „daß du kommst, damit ich endlich sterben kann!" Es war der Sohn des wilden Jägers, jener arme Sünder, der noch immer auf die Lossprechung wartete. Der greise Mönch nahm nun dem Unglücklichen die Beichte ab, reichte ihm das heilige Abendmahl, und gleich darauf schloß der mit Gott Versöhnte seine Augen. Die duftenden Früchte des Apfelbaumes verwandelten sich in weiße Vögel, die jubilierend gegen Himmel flogen. Es waren die Seelen jener Menschen, die der wilde Jäger und sein Sohn während ihres Lebens getötet hatten.

Auch die Stunden des Mönches waren jetzt gezählt, da er des Vaters Versprechen gesühnt und das seinige erfüllt hatte.

Digitized by Google

Während er entschlief, begann der abgestorbene Baum, der zwischen zwei moosumsponnenen Grabesstellen wurzelte, aufs neue zu grünen. Es waren die Gräber seiner in Gram um ihn dahingegangenen Eltern, zu denen man ihn bettete.

Ewiger Frühlingshauch weht über diesem Erdenfleck, auf dem das Dorngestrüppe weiße Rosen trägt.



Digitized by Google



Die drei guten Dinge.

Ein Mann hatte zwei Kühe, die sein und seiner Mutter einzige Habe waren. Aus der Milch bereitete der Mann Käse, den er verkaufte, und für das Geld erstand er Maismehl, denn sie aßen jahraus, jahrein Maisbrei.

So lebten sie. Einmal im Frühlinge trieb er die braven Kühe in das Gebirge auf die Weide. Die Kühe kauten und kauten; er schaute ihnen dabei zu, und da er sonst gar nichts zu tun und zu denken hatte, so schlief er ein. Als er erwachte, waren die Kühe fort! Nun hatte er gleich etwas zu tun und zu denken, lief bergauf, bergab, rief und lockte, aber die Kühe blieben verschwunden.

Wie er so angstvoll umherirrte, bemerkte er unten auf der Ebene drei Männer, die miteinander erbittert kämpften. Er lief

Digitized by Google

zu ihnen hinab und sah, daß alle drei schon aus vielen Wunden bluteten. „Was wollt ihr denn nur von einander, ihr Männer?“ fragte er, „weßhalb schlagt ihr euch so grausam“. — „Wir sind Brüder,“ erwiderten sie, „und wenn Brüder uneins sind, so ist es schlimmer, als zwischen Fremden. Wir können uns nämlich wegen dreier Dinge, die wir untereinander zu teilen haben, nicht einigen.“

„Welche wären denn dies?“ fragte der Mann. Sie erwiderten: „Ein Kupferkessel, eine eiserne Keule und ein Paar Stiefel. Das sind aber nicht Sachen, wie man sie tagtäglich findet; denn sagt man zu dem Kupferkessel: „Zaundilindi, zaundilind, koch' mir einen Brei geschwind!“ so ist er voll mit fettem Reisbrei; kann man jemanden nicht leiden, so sagt man zu der Keule: „Lauf hin und erschlag ihn!“ und die Keule tut es; und will man schnell vorwärts kommen, so zieht man einfach die Stiefel an, und diese tragen einen im Nu dorthin, wo man sein will. Du siehst also, daß es schwer ist, sich beim Teilen solcher Dinge zu einigen.“

Der Mann dachte lange nach und dann sagte er: „Das beste von den drei Dingen ist sicherlich der Kessel, denn alles auf der Welt dreht sich ums Essen. Gut ist auch die Keule, denn ein jeder Mensch hat seine Feinde; die Stiefel wären noch am leichtesten zu entbehren, denn überall ist es gut, daheim aber am besten. Darum meine ich, ihr solltet einen Wettlauf unternehmen: wer zuerst ankommt nimmt sich den Kessel, der zweite nimmt die Keule und der letzte die Stiefel!“

Dieser Vorschlag sagte den drei Brüdern sehr zu, und sie baten den Mann bei den Sachen zu bleiben, worauf sie sich entfernten, um sich zum Wettlaufe aufzustellen. Sie gingen weit, weit

Digitized by Google

weg, denn ein jeder wollte die Gegner schon in voraus ermüden. Als sie der Mann nicht mehr sah, nahm er schnell Kessel und Keule, zog die Zauberstiefel an und befahl diesen, ihn zu seinen Kühen zu tragen. Im Nu war er in einem schönen Tale, wo er die Kühe auf einer saftigen Kleeweide fand. Er trieb sie nach Hause, wo ihn seine Mutter halb verhungert erwartete. „Wo bleibst du nur so lange, Söhnchen, und lässest deine alte Mutter darben?“ schalt sie jammernd. „Sei nur still und schau“, antwortete er vergnügt; stellte den Kessel vor sich hin, sagte das Sprüchlein her und der Dampf eines herrlichen Pilaw*) durchdrang die Hütte. Drei Tage lang taten sie sich gütlich. Als er dann die Kühe wieder ins Gebirge trieb, sagte ihm die Mutter: „Nimm nur den Kessel mit, dann kannst du essen, so oft dich hungert.“ Er tat also, und als er sich abends am Wegrande niederließ, kam ein Hadschi**) vorbei und sprach zu ihm: „Hast du, o Hirte, nichts zu essen? Ich sterbe Hungers.“ — „Setze dich nur,“ sagte der Mann, und schon dampfte in dem Kessel der Pilaw. „Das ist eine sehr gute Sache“, meinte der Hadschi; „ich habe auch etwas, was nicht schlecht ist: einen kleinen Beutel, aus dem jedesmal, so oft man ihn schüttelt, ein



*) Türkisches Nationalgericht, gekochter Reis mit Zutat.

**) Bezeichnung jedes Moslims, der als Pilger in Mekka war.

Digitized by Google

Dukaten herausfällt. Dein Kessel gefällt mir aber besser, und wenn du willst, so tauschen wir. Sieh selbst, ob es wahr ist.“ Und der Hadschi reichte dem Manne das Beutelchen. Dieser schüttelte es fünf, sechs Mal, und es fielen richtig fünf, sechs Dukaten heraus. Das gefiel ihm. Er gab also dem Hadschi den Kessel, dieser setzte sich auf und ritt weiter. Nach einer Weile sagte der Mann zu der Keule: „Geh hin und erschlag ihn!“ Die Keule verschwand. Dann zog der Mann die Stiefel an und wünschte sich zu dem Hadschi. Dieser lag bereits tot am Boden und neben ihm die Keule. Nun nahm der Mann wieder Kessel und Keule an sich, wünschte sich zu seinen Kühen und trieb sie heim.

Zu Hause sagte er zu seiner Mutter: „Geh du, Mutter, zum Kaiser und freie seine Tochter für mich.“ — „Das getraue ich mich nicht,“ sagte die alte Frau. Aber der Sohn ermutigte sie: „Geh nur zu, der Kaiser wird dir nichts tun.“ Sie nahm also den Rucksack, tat ein großes Stück Aschenbrot hinein und ging. Vor des Kaisers Türe verlor sie aber wieder den Mut und ging um das Haus herum, wie die Katze um den heißen Brei. Da fragten sie des Kaisers Diener: „Worauf wartest du denn eigentlich, Alte?“ Sie erwiderte: „Ich möchte gerne des Kaisers Tochter für meinen Sohn freien, aber ich traue mich nicht!“ — „Tritt nur ein,“ sagten sie, „es wird dir nichts geschehen.“ Sie trat also ins Zimmer und als sie der Kaiser fragte, was sie wolle, sagte sie: „Ich grüße dein weißes Antlitz und mein Sohn schickt mich, damit ich für ihn um deine Tochter werbe. Ich sage es dir, und du entscheide dich, wie du willst. Im übrigen wäre mein Sohn ein tüchtiger Bursche.“ — Der Kaiser lachte und



ſagte: „Komm näher, Alte, ich will dir etwas vom Fenſter aus zeigen. Siehſt du dort im Hofe die Viehtränke? Wenn ſie dein Sohn ganz mit Dukaten anfüllen kann, und wenn er überdies von ſeinem Hauſe bis zu dem meinen einen Pflaſterſteig von gelben Golddukaten baut, dann kann er meine Tochter haben, und ihr könnt ſchon heute beginnen die Hochzeitsgäſte einzuladen.“

Die Alte bedankte ſich für die Auskunft und berichtete alles getreulich ihrem Sohne: „Der Kaiſer läßt dich grüßen, und du mögeſt in ſeinen Hof kommen und dort die Tränke mit Dukaten anfüllen; dann mögeſt du von unſerem Hauſe bis zu dem ſeinen einen Pflaſterſteig von reinen Gold-

Digitized by Google

dukaten bauen. Vermagst du das, so kannst du den Brautzug entsenden und das Mädchen abholen lassen.“ — Der Bursche ging nun zu der Viehtränke und schüttelte über dieser drei Tage lang unaufhörlich das Beutelchen. Wären nicht lauter Dukaten herausgefallen, so wäre es recht langweilig gewesen. Als der Kaiser am dritten Tage das Fenster öffnete, da blinkte es ihm aus seinem Hofe wie die Sonne selbst entgegen. Der Bursche baute nun auch den goldenen Steig und führte auf diesem die schöne, liebreizende Kaiserstochter heim.

Digitized by Google

Der Dumme und ſeine Brüder.

Es waren einmal drei Brüder. Zwei von ihnen nahm man für ſo geſcheit, wie es die meiſten Menſchen ſind, aber der dritte galt für recht einfältig. Alle drei waren verheiratet, hatten Kinder und wohnten gemeinſchaftlich in dem ererbten Vaterhauſe, wie das ſchon ſo iſt. Mit der Zeit wurde aber den Frauen das Haus zu enge, beſonders deshalb, weil es nur eine Haustüre hatte, und obgleich die Männer meinten, es ſei genug Platz da, ſo mußten ſie doch nachgeben und das Väterliche aufteilen, damit jeder ſeinen eigenen Hausſtand habe. Solch eine Teilung geht nicht ſo ſchnell, wie man glaubt. Sie hatten zwei große Heuſchober und einen Strohſchober. Die waren bald geteilt. Die Heuſchober behielten die klugen Brüder, und den Strohſchober gaben ſie dem Dummian, der damit zufrieden war. Nun kam das Vieh an die Reihe, und die geſcheiten Brüder

Digitized by Google

zerbrachen sich die Köpfe, wie es wohl am besten zu teilen wäre. Der Dumme aber meinte: „Das ist doch ganz leicht! Wir lassen das Vieh in den Auslauf und das, was dem Schober eines jeden zuläuft, ist sein." — Der Vorschlag gefiel ihnen sehr gut, und sie ließen das Vieh aus. Dieses lief natürlich zu dem süßen Heu, und zu dem Strohschober kam nur ein alter Ochs. Aber unser Dummerl war auch damit recht zufrieden und dachte nach, was er mit dem Ochsen anfangen solle. Schließlich meinte er, es sei wohl am besten, wenn er ihn abschlachte, denn: habe er sonst nichts, so brauche er den Ochsen auch nicht. Das Fleisch verzehrte er gemeinsam mit Weib und Kindern, und die Haut gedachte er in der weißen Stadt Livno zu verkaufen.

Er nahm also eines Tages die Haut und machte sich auf den Weg. Dabei mußte er über einen Berg, und als er oben war und hinunterschaute, sah er in einem Tale vier Räuber hinter einem Felsblock sitzen und Dukaten zählen. Wie er das erblickte, warf er die Ochsenhaut auf den Wegrain, ergriff einen Knüppel und drosch damit die Haut, daß es nur so klatschte. Dabei schrie er: „Jao! jao! nicht mir die Prügel, sondern denen da unten, die die Dukaten zählen!" — Als die Räuber dies hörten, erschraken sie so heftig, daß sie schleunigst davon liefen und die Dukaten liegen ließen. Er warf nun die Haut in einen Ponor*), stieg ins Tal, suchte die Dukaten zusammen und trug sie vergnügt heim, wo er sie seinen Brüdern vorzeigte. — „Wo hast du denn das viele Geld her?" fragten diese verblüfft, und

*) Typische Bodenschlünde in den wasserlosen Karstgegenden, die bei den periodischen Überschwemmungen die Austrittsöffnungen für das im Erdinnern angesammelte Wasser bilden, bezw. den Abfluß bewerkstelligen.

Digitized by Google

er antwortete: „Ich habe meinen alten Ochsen geschlachtet, die Haut nach Livno getragen und dort jedes Haar um einen Dukaten verkauft. Schade, daß der alte Ochs nicht mehr viel Haare gehabt hat." — Diese Auskunft ließ die beiden klugen Brüder nicht ruhen, und sie kamen überein all ihr Vieh zu schlachten und die Häute nach Livno zu bringen. Gedacht, getan! In Livno luden sie die Häute von den Tragtieren bei einem Hadschi ab, den sie als Fellhändler kannten. „Was kostet's, Rajah*)?" fragte sie der Hadschi. — „Jedes Haar einen Dukaten!" lautete die Antwort. „Ihr seid wohl Propheten, daß ihr eine ganz neue Ordnung einführen wollt", meinte der Hadschi, ergriff dann einen Ochsenziemer, seine Diener taten desgleichen, und flugs lagen die beiden draußen auf der Straße. Sie hatten es so eilig heim zu kommen, daß sie sogar ihre Häute vergaßen. Zu Hause fielen sie über den dritten her: „Du hast uns schön angeführt; nun aber ist es aus mit dir, wir bringen dich um!" — „Das wäre mir gar nicht recht", sagte das Dummerl, „wenn ihr aber durchaus jemanden umbringen wollt, so schlagt mein Weib tot. Es ist nichts besonderes an ihr, und ich bekomme schon wieder eine andere."

Die Brüder gingen auf den Vorschlag ein. Der Dummian nahm nun das tote Weib, zog es schön an, setzte es aufs Pferd, so als ob sie lebend wäre, nahm das Pferd am Halfter und ging nach Livno. Auf halbem Wege blieb er vor einer Herberge stehen, um dort zu übernachten. „Guten Abend, Hadschi", sagte er zum Wirte. Dieser erwiderte: „Möge uns Gott Gutes bescheren, Rajah!" — „Willst du uns übernachten lassen und kann mein Weib für sich eine Kammer haben?" — „Das kann sie schon

*) „Ungläubige", Anrede für christliche Bauern seitens der Moslims.

Digitized by Google

haben", versetzte der Hadschi. Da es recht kotig war, nahm der Dummian das Weib auf die Schulter, so als wolle er ihren Sonntagsstaat schonen, und trug sie hinauf in die Kammer, lehnte sie dort an die Wand und sperrte die Türe. Dann ging er hinunter zu den Männern und verzehrte sein Abendessen. Hierauf gab ihm der Hadschi eine volle Schüssel und hieß ihn, sie seinem Weibe hinauftragen. Er tat das, und da er immer bei gutem Appetit war, aß er auch diese leer, trug sie wieder hinunter und sagte: „Sehr gut hat es meinem Weibe geschmeckt".

Am nächsten Morgen stand er zeitlich auf, nahm seinem Weibe die Umhüllung vom Kopfe und erhob ein großes Geschrei: „Zu Hilfe, zu Hilfe! Der Wirt hat mein Weib erschlagen!" Außer sich stürzte dieser herbei: „Ich habe dein Weib mit keinem Auge gesehen, ich schwöre es dir!" Aber der andere schrie fortwährend: „Nur du kannst es getan haben, ich werde dich beim Scheriat (Gericht) verklagen". — Der Hadschi war ein ehrlicher Mann, den noch niemand verklagt hatte, und darum sagte er: ‚Ich gebe dir hundert Dukaten, nur verklag' mich nicht!" — Der jammernde Ehemann überlegte: „Tot ist sie jetzt so wie so, also gib her." Er nahm das Geld und das Weib und zog wieder heimwärts. Das Weib begrub er, und die Dukaten zeigte er seinen Brüdern, wobei er erzählte, er habe das Geld für sein Weib bekommen. Das machte die beiden nachdenklich, und sie sprachen untereinander: „Wir könnten auch unsere Weiber erschlagen; es ist nichts besonderes an ihnen, und wir bekommen schon wieder andere." Und sie taten es, zogen die Weiber schön an, setzten jede auf ein Pferd, banden sie da fest und führten sie gegen Livno. Auf halbem Wege mußten sie ebenfalls bei jenem Hadschi halten,

Digitized by Google

um in deſſen Herberge zu übernachten, und ſie fragten, ob ihre Weiber wohl eine Kammer für ſich allein haben könnten. „Das können ſie ſchon haben“, ſagte der Wirt, „aber vorerſt will ich nachſehen, ob ſie geſund ſind“. Der Hadſchi ſchob die Kopftücher der Weiber zur Seite, und da ſah er, daß ſie tot waren. Er wurde daraufhin ſo böſe, daß er einen Knüttel nahm und im Verein mit ſeinen Dienern auf die Brüder losſchlug, ſo daß ſich dieſe kaum nach Hauſe ſchleppen konnten.

Der Dumme hatte nun nichts zu lachen. Sie fielen über ihn her und ſagten: „Deinetwegen haben wir unſere Weiber umgebracht, und bekommen haben wir nichts für ſie, als Schläge. Und nun haben wir noch die Sorge, wo wir andere hernehmen. Jetzt hilft dir nichts mehr, jetzt iſt die Reihe an dir,



Digitized by Google

totgeschlagen zu werden. „Tut es doch lieber nicht", jammerte der arme Narr, sondern werft mich lieber in einen Ponor." — „Gut", sagten sie, „weil du unser Bruder bist, so wollen wir's dir zuliebe tun."

Sie steckten ihn in einen Sack und schafften ihn zur Nachtzeit fort. Aber so viel sie auch suchten, sie konnten im Finstern keinen genügend großen und tiefen Ponor finden, und der Sack wurde ihnen recht schwer. So kamen sie denn überein, den Sack bis zum Morgen liegen zu lassen und dann erst weiter zu suchen. Sie warfen also den Sack hin und gingen heim, um ein wenig auszuruhen. Mittlerweile kam ein junger Hirte, der zu Sonnenaufgang seine Schafe auf die Weide trieb, an dem Sack vorbei. Er blies auf der Hirtenflöte und dachte daran, wo er wohl eine schöne, reiche Frau hernehmen könnte. Da hörte er aus dem Sacke eine Jammerstimme: „Jao, jao! Ich will aber des Kaisers Tochter nicht, ihr könnt machen was ihr wollt!" — Der Hirt kam neugierig herbei und fragte: „Was ist denn los? Was redest du da?" Und der im Sacke zeterte: „Unten im Ponor sitzt eine Kaiserstochter, und meine Brüder wollen mich durchaus hineinwerfen, damit ich die Prinzessin heirate, und ich will nicht!" Erfreut sagte der Hirte: „Wenn du nicht willst, ich will schon! Achte indessen auf meine Schafe, und du sollst ein ordentliches Trinkgeld bekommen, sobald ich mit der Prinzessin wieder oben bin!" — Damit öffnete er den Sack, ließ den, der drinnen steckte, heraus und kroch selbst hinein. Der Dummian band den Sack wieder fest zu, trieb die Schafe auf die nächste Anhöhe und schaute herum. Er sah nun, wie seine Brüder gelaufen kamen. Es war schon spät und sie hatten heute noch viel

Digitized by Google



zu tun. Sie hoben alſo den Sack ohne weiters auf, ſchleiften ihn ſchnell zu dem nächſten Ponor, warfen ihn hinein und gingen dann ihrer Wege. Abends ſaßen ſie recht müde vor der Hütte, da ſahen ſie auf einmal ihren albernen Bruder eine ſchöne Herde Schafe zur Zauntüre hereintreiben, wobei er ſich etwas auf der Flöte vorſpielte. Sie rieben ſich die Augen, und als ſie wirklich ihren Bruder vor ſich ſahen, fragten ſie ihn, wie er daher komme und woher er die Schafe habe. Der lachte und ſagte: „Werft mich nur in den Ponor, das iſt mir ſchon recht! Man fällt wie auf Seide und tut ſich gar nicht weh. Und unten iſt es wunderſchön; wie auf einer Alm. Leider habe ich nur einen kurzen Stecken bei mir gehabt und ſo konnte ich bloß dieſe Schafe heraustreiben; wer aber einen langen Hirtenſtab mitnimmt, der kann ſich Ochſen holen, und wer gar eine Peitſche hat, der kann von den Pferden da unten fortführen, wieviel er will.“

„Das wollen wir auch tun“, riefen die klugen Brüder; „der eine nimmt einen langen Stock mit ſich und der andere

Digitized by Google

eine Peitsche!" — Sie konnten kaum den Morgen erwarten, um zu dem Ponor zu laufen. Der dritte ging mit ihnen. Zuerst sprang der mit dem Hirtenstab hinein, und im Fallen schlug er an den Felswänden des Schlundes einigemal auf, und man hörte ihn eine Weile poltern und kollern, so daß das Dummerl rief: „Schnell, schnell, er treibt sonst alles allein weg!" Wie der mit der Peitsche das hörte, nahm er einen Anlauf und — schwupp! — war auch er in dem Ponor verschwunden.

Von diesen beiden klugen Brüdern ist aber keiner mehr wiedergekommen, so daß das Dummerl ganz allein auf dem väterlichen Grund zurückblieb, wo es ihm so gut ging, wie es weder dir noch mir jemals ergehen wird.

Digitized by Google

Die Gaben des Schlangenkaiſers.

Es war einmal ein junger Burſche, der ſich mit ſeiner Mutter recht kümmerlich durchs Leben ſchlug. Sein ganzes Vermögen beſtand aus einer alten Stute, mit der er Holz aus dem Walde ſchaffte, das er in der Stadt verkaufte. Eines tags ſagte er: „Mutter, heute will ich zu Hauſe bleiben, damit die alte Stute ausraſtet.“ Der Mutter aber war das nicht recht, und ſie erwiderte zornig: „Möge doch Gott geben, daß die Stute ſich ein Bein bricht.“ Da legte der Burſche dem Pferde den Laſtenſattel auf und führte es aus dem Hofe; aber er war noch gar nicht weit gekommen, ſo ſtolperte das Tier und brach ſich wirklich ein Bein. Betrübt ging er heim und ſagte zur Mutter: „Du haſt die Stute verwünſcht und ſie iſt hin. Wollen nun ſehen, wie wir ohne ſie leben.“

Am nächſten Tage ging er allein in den Wald, um auf ſeinem eigenen Rücken Holz herauszuſchaffen. Da ſah er auf dem Wege zwei kämpfende Schlangen. Eine kleine, weiße Natter

Digitized by Google

suchte sich gegen eine große, schwarze Otter zu wehren. Er schlug mit seiner Axt die große Schlange tot und steckte die kleine in seinen Gürtel, damit sie sich erhole. Nach einer Weile hörte er sie sagen: „Dank dir, o Held! Ich bin Schahmarana, die Tochter des Schlangenkaisers, und ich bitte dich, trage mich dorthin, wohin ich dich weisen werde. Wir kommen dann zu meinem Vater, und du magst von ihm als Belohnung den Ring von seiner rechten Hand, den Teppich, auf dem er sitzt und die Peitsche, die neben ihm liegt, verlangen."

Bald kamen sie zu einer Höhle. Als ihn die kleine Schlange hinein kriechen hieß, stürzten von allen Seiten zischende Vipern auf ihn los. Die kleine Schlange verwandelte sich jedoch in ein schönes Mädchen mit goldenen Haaren und goldenen Kleidern und als sie die Schlangen sahen, gaben sie sogleich den Weg frei und verneigten sich vor dem Burschen, was ihm sehr gut gefiel, denn dies hatte bisher noch niemand getan.

In einer Ecke der Höhle saß der Schlangenkaiser, trank schwarzen Kaffee und rauchte aus der Wasserpfeife. Er schaute den Burschen lange an und fragte dann: „Wem bringst du da daher, Tochter?" Schahmarana erwiderte: „Dieser Mensch ist mein Wahlbruder!*) Er hat mich aus der Gewalt meines Todfeindes befreit und ihn getötet, während alle meinesgleichen, die in der Nähe waren, geflohen sind." Da sagte der Schlangenkaiser: „Öffne die Kammer und lass' ihn dort Dukaten nehmen, wie

*) Wahlbruderschaft, als Freundschaft in ihrer höchsten Ausbildung, kommt bei den Südslaven unter Männern wie auch unter Frauen (Wahlschwesterschaft), ebenso zwischen Männern und Frauen vor und wird der Blutsverwandtschaft gleichgeachtet.

Digitized by Google

viel er will." Doch der Bursche meinte: „Lieber Kaiser, ich brauche kein Geld; gib mir jedoch den Ring von deiner rechten Hand, den Teppich, auf dem du sitzest, und die Peitsche, die neben dir liegt. Entweder das oder nichts."

„Du begehrst viel," erwiderte der Schlangenkaiser; „da du mir aber mein Liebstes wiedergebracht hast, so nimm hin, was dir ein Lohn däucht, damit die Menschen nicht etwa sagen können, sie seien besser und großmütiger, als die Schlangen."

Schahmarana begleitete den Burschen noch ein Stück Weges zurück und sagte dann: „Du hast jetzt dein Glück in der Hand; den nötigen Verstand dazu kann ich dir aber leider nicht geben. Bei den Menschen sind ja immer nur die Schlechten klug. Besser ists, man hat es im Kopf, als in der Truhe. Und damit Gott befohlen und das Glück sei dir hold!"

Der Bursche ging nun nach Hause und fand seine Mutter vor Hunger ächzend auf dem Boden liegen. Da dachte er bei sich: „Was soll mir der Ring? Ich will ihn verkaufen und Brot dafür schaffen." Er lief also fort. Auf dem Wege kam er an einem schönen Hause vorbei, in dem ein reiches Mädchen wohnte, das ihm schon lange gefiel. Aber was nützte ihm das? Heute war Festtag und das Haus von Burschen umlagert, die alle sehnsüchtig nach den vergitterten Fenstern blickten, ob denn die schöne Aischa nicht doch irgendwo zu sehen wäre. Aber man vernahm nur ihre spottenden Reden. Er konnte sich nicht enthalten auch ein Weilchen stehen zu bleiben; da auf einmal wurde eine Fensterluke aufgerissen und — platsch! — hatte der Bursche einen Sturzbach kalten Wassers im Nacken. Zornig sich schüttelnd, schrie er: „Warte, du struppiges Ding, du sollst mich

Digitized by Google

noch bitten, dich zur Frau zu nehmen!" Dann lief er davon und ein großes Gelächter schallte hinter ihm her.

Es war schon recht finster, da bemerkte er, wie der Ring an seinem Finger die ganze Straße erleuchtete. „Der würde mir viel Kienholz sparen," dachte er, „schade um ihn! Auf zwei Hasen jagen, heißt aber keinen erwischen." Er begegnete einem alten Manne, dem er den Ring anbot.

„Wozu soll mir der Ring?" sagte der Alte, „gib ihn doch einem hübschen Mädchen!" Er schenkte dem Burschen etwas Geld, damit er Brot kaufen könne. Als aber der Bursche dem Bäcker die kleine Münze geben wollte, bemerkte er, daß er einen Dukaten in der Hand hatte. Er kaufte also gleich einen ganzen Sack Brot und ließ sich auf den Dukaten herausgeben. Daheim sah er zu seinem grenzenlosen Erstaunen, daß die kleinen Münzen sich abermals in Dukaten verwandelt hatten. Jetzt begriff er den Wert des Ringes, und da er ihn nicht vom Finger ließ, so war es ihm leicht bald reich zu werden. Er kaufte Häuser und Läden und wurde mit einem Schlage der reichste Kaufmann der Stadt.

Die schöne Aischa wollte ihren Augen nicht trauen, als sie den armen Burschen plötzlich kostbar gekleidet einherstolzieren sah. Aber der blickte gar nicht mehr nach ihrem Fenster, wie oft sie sich auch zeigte, so daß sie vor Ärger fast erstickte. Endlich sagte sie zu ihrem Vater, dessen einziges, verzogenes Töchterlein sie war: „Schaff' mir den Burschen her, denn ich muß es erfahren, woher sein Reichtum stammt, oder ich sterbe." Der erschrockene Vater holte nun den Burschen herbei, und dieser glaubte schon, sie werde ihn jetzt bitten seine Frau zu werden

Digitized by Google

und blähte sich tüchtig. Aber sie sagte ihm nur viele schöne, süße Worte, und ehe er es selbst wußte, wie es geschah, hatte er das Geheimnis seines Ringes ausgeplappert. Nun ließ sie sich auch den Ring zeigen und — schwupp! — war sie mit diesem aus dem Zimmer und verschwunden. Er wartete auf ihre Rückkehr und wartete und wartete; dann fing er an, sich hinter dem Ohre zu krauen und schlich sich aus dem Hause, während ein übermütiges Lachen durch das Haus schallte.

Er tröstete sich, daß er auch ohne Ring unermeßlich reich sei. Jedoch es hieß auch da: wie gewonnen, so zerronnen. Fast über Nacht schwand sein ganzer Reichtum, und eines schönen Tages sah er sich gerade so arm, wie damals, als die alte Stute verendet war. Er schämte sich in derselben Stadt zu verbleiben und so nahm er den kleinen alten Teppich des Schlangenkaisers, das einzige, was ihm geblieben, da es jedermann zu schlecht war, steckte die Peitsche zu sich, um sich der Hunde erwehren zu können, und zog mit seiner Mutter weit fort.

So war er also wieder der arme Holzhauer, wie ehedem. Es gefiel ihm dies garnicht, denn Gesundheit ohne Geld ist die fertige Krankheit. Wohl arbeitete er unverdrossen; da aber auch der beste Ochse nicht immer pflügen kann, so setzte er sich eines Tages auf den alten Teppich, um auszuruhen. Die Mücken quälten ihn, und er zog die Peitsche hervor und schlug nach ihnen, daß es nur so knallte. Da bemerkte er, wie sich der Teppich hob, als wolle er mit ihn davonfliegen. Diese Entdeckung freute ihn sehr, und er machte nun gleich eine Probefahrt. Mit einer Hand hielt er sich am Teppich fest, mit der anderen schwang er knallend die Peitsche und wünschte sich dabei in ein fremdes

Digitized by Google

Land, wie er ein ähnliches nie gesehen. Und da flog er auch schon hinaus in die Welt. Als er dort war, wohin er sich gewünscht hatte, war es ihm recht ungemütlich. Die Blumen und Bäume sahen ganz anders aus, wie daheim, und die Kühe waren so groß, daß er sich vor ihnen beinahe fürchtete. Er blieb demnach auf seinem Teppich sitzen und überlegte, daß es am besten wäre, zu der schönen Aischa zu fahren: vielleicht könne er doch wieder zu seinem Ringe kommen. Gedacht, getan! Er knallte mit der Peitsche, und da war er auch schon in Aischa's Zimmer, in dessen Mitte das Mädchen auf einer Matte lag und schlief. Der Bursche überlegte: „Wenn ich das Mädchen habe, so kann mir der Ring auch nicht fehlen", und schob ein Stück des Teppichs unter die Schlafende, knallte mit der Peitsche und wünschte sich weit weg in eine einsame Gegend. Der Teppich flog mit den beiden zum Fenster hinaus und mitten hinein in eine Wildnis. Als das Mädchen aufwachte, machte sie große Augen und konnte es gar nicht begreifen, wie sie hieher auf den Teppich neben den Burschen kam. Da sie ihm, schnell gefaßt, auch jetzt schöne und süße Reden gab, so vergaß es der Törichte abermals, daß es besser ist Worte zu bereuen, die man nicht gesagt hat, als solche, die man gesagt hat. Also, er schwatzte alles aus, was es über den Teppich und die Peitsche zu sagen gab! Dann erst war sie zufrieden und tat, als wäre sie müde und wolle schlafen. Nachdem der Bursche sie eine Weile bewacht hatte, schlief er selbst ein. Kaum bemerkte sie das, zog sie den Teppich behutsam unter ihm hervor, setzte sich selbst recht bequem darauf, knallte mit der Peitsche, wünschte sich in ihres Vaters Haus, und weg war sie.

Digitized by Google

Der Bursche schlief wie ein Sack bis zum Morgen. Als er erwachte, hatte er etwas zu schauen; aber soviel er auch schaute, von dem Mädchen, dem Teppich und der Peitsche konnte er nicht das mindeste bemerken. Und er wußte nicht einmal, wo er war. Ringsum dichter Wald und kein Ausweg. Er ärgerte sich sehr lange, dann aber begann ihn der Hunger zu quälen, und er vergaß alles und dachte nur ans Essen. In der Nähe war nichts zu finden; er wagte sich also in den Wald hinein, wo er nach langem Suchen einen Pfad und neben dem Pfade einen



Digitized by Google

Birnbaum fand, an dem sehr schöne Früchte hingen. Er pflückte eine Birne, aber kaum hatte er sie gegessen, verwandelte er sich in einen Esel. „Das gebührt mir auch," dachte er. Bedächtig ging er nach Eselsart von einem Baum zum anderen, rieb sich an den Stämmen und aß dann sinnend, was herunterfiel. So kam er auch zu einem Schlehdorn und naschte an den Schlehen. Und siehe da, er bekam sofort seine frühere Gestalt wieder. Das gefiel ihm derart, daß er um Birnen zurücklief und sich dann die Taschen noch mit Schlehen vollstopfte. Jetzt lichtete sich auch der Wald, und es schien, ihm, als sähe er in weiter Ferne die Minarets jener Stadt, in der Rischa wohnte. Da hemmte ein breiter, reißender Strom seinen Weg. Er dachte daran, als Esel hinüberzuschwimmen; dann aber hätte er seine kostbaren Früchte nicht mitnehmen können. Wie er so am Ufer ratlos auf und ablief, flog über ihm ein mächtiger Vogel, so groß und stark, wie er noch keinen gesehen.

Es war das erste, lebende Wesen, das er in dem Walde bemerkt hatte. „Hej, du!" rief er den Vogel an, „du könntest mich über den Fluß tragen, wenn du gerade Zeit hast." — „Was gibst du mir dafür", fragte der Vogel. — „Ich bin ein recht armer Schlucker," sagte der Bursche „und kann dir nichts geben; aber sagen will ich dir ein Geheimnis von den Birnen und den Schlehen dieses Waldes." Damit war der Adler zufrieden und trug ihn über den Strom. Hierauf sagte der Bursche, was er wußte, und gab dem Adler auch eine Schlehe, die dieser im Schnabel davontrug. Plötzlich hörte der Bursche einen Donnerschlag und sah mit Staunen, daß der Adler sich in einen schönen königlichen Jüngling verwandelte und die Wildnis in ein herrliches Gefild mit einem schönen, großen Schloß.

3*

Digitized by Google

Ganz glücklich, daß er einen bösen Zauber gebrochen, wanderte der Bursche nun frohen Mutes der Stadt zu, in der seine Rischa wohnte. Dort angekommen, legte er seine Birnen in einen Obstkorb, nahm diesen auf den Kopf, wie es die Obstverkäufer tun und rief durch die Straßen laufend: „Birnen für reiche Leute, hejjj! Jedes Stück einen Dukaten! Nur der Reichste kann sie kaufen!“ Die Leute lachten ihn aus, er jedoch ging ernsthaft seines Weges, immer aus voller Lunge die Früchte anpreisend. Es hörte dies auch Rischa, die jetzt genug Dukaten besaß und das den Leuten auch zeigen wollte. Sie sandte demnach eine Dienerin hinunter und ließ dem Burschen alle Birnen abkaufen, verteilte sie an die Dienerschaft und, da es recht heiß war, setzten sich alle gleich in den Hofraum nieder und aßen. Auf einmal sahen sie staunend einander an: sie waren alle zu Esel geworden. Sie sprangen umher, schlugen aus und schrieen: „Nji — ha, nji — ha“, daß die ganze Stadt zusammenlief. Die Leute, die nicht wußten, woher auf einmal die vielen Esel kamen, hielten sich die Seiten vor Lachen, je verzweifelter sich die Langohren geberdeten. Als aber Rischa's Vater nach Hause kam und weder seine Tochter noch jemanden von seinem Gesinde finden konnte, dagegen die gleiche Zahl Esel im Hofe herumtollen sah, da fing er an das Unheil zu begreifen. Am ungeberdigsten zeigte sich eine junge Eselin, die sich immer an ihn herandrängte und in der er seine Tochter zu erkennen glaubte. Soviel er aber auch fragte, eine Antwort war nicht zu bekommen.

Jetzt kam der junge Birnenverkäufer zu dem trostlosen Vater und sagte, er wisse wohl ein Mittel gegen den bösen Zauber, aber es müsse vorerst alles geschehen, was er sage.

Digitized by Google

„Und was wäre das?“ fragte der Alte. „Du mußt früher alles unrechtmäßige Gut, das du im Hause hast, herausgeben.“ — „Ich weiß von keinem“, jammerte Aischa's Vater. „Also dann suchen wir in dem Zimmer deiner Tochter, und bevor wir nicht den Ring, den Teppich und die Peitsche des Schlangenkaisers finden, die sie mir weggenommen hat, kann ich ihr nicht helfen.“

„Wie willst du ihr denn helfen?“ fragte der Alte bekümmert. „Sie braucht nur dieses hier zu essen,“ sagte der Bursche arglos und zog eine Schlehe aus der Tasche „und sie wird wieder, wie sie war.“

Kaum hatte er das gesagt, so hatte die schlaue Eselin — schlupp! — nach der Schlehe geschnappt und sie hinuntergeschluckt. Und da stand auch schon wieder Aischa da und pfauchte wie eine wilde Katze. „Gib ihm nichts, mein Vater,“ schrie sie, „gib ihm gar nichts!“ Doch als sie sich zufällig in einem Wasserbottich erblickte, schrie sie laut auf, denn die Eselsohren waren ihr geblieben. Der Bursche hatte die Schlehe fest gehalten und ein Stückchen davon war zwischen seinen Fingern zurückgeblieben, just das Stückchen, das noch für die Verwandlung der Ohren nötig gewesen wäre.

Es blieb nun nichts übrig, als sich auf Bitten zu verlegen; aber so viel schöne und süße Worte sie auch dem Burschen gab, dieser hörte nichts vor Lachen, wenn er sah, wie sie mit den Ohren wackelte. Da mußte sie sich also schweren Herzens entschließen, sein Verlangen zu erfüllen. Als er den Ring, den Teppich und die Peitsche wieder hatte, da gab er jedem der übrigen Esel eine Schlehe, und sie verwandelten sich gleich wieder in Menschen. Hierauf wandte er sich zum Gehen, aber

Digitized by Google

Aischa hielt ihn fest und bat ihn, um Allahswillen sie doch von den Eselsohren zu erlösen. Er suchte nun lange in seinen Taschen und brachte endlich noch eine Schlehe hervor, die er ihr gab. Sie aß sie, aber o weh! Es fiel nur ein Eselsohr ab, das andere wackelte so lustig, wie zuvor. Der Bursche sagte ihr nun, er könne ihr nicht mehr helfen; sie hätte ihm eben die erste Schlehe nicht aus der Hand schnappen sollen. Und ging fort. Und jetzt lief sie ihm nach und weinte und flehte, er möge sie nicht verlassen, was solle sie denn anfangen? Habe er sie schon zum Gespötte der Leute gemacht, so möge er sie auch heiraten. Und so lief sie immerfort hinter ihm her und bat ihn, er möchte sie heiraten.

„Gut", sagte er endlich stehenbleibend, „so will ich dir denn deinen Willen tun, und wir wollen gleich Hochzeit machen."

So geschah es auch. Erst nach der Hochzeit gab er ihr die letzte Schlehe zu essen, die er in der Tasche verborgen hatte, und das zweite Eselsohr fiel auch ab. Die Geschenke des Schlangenkaisers, den Ring, den Teppich und besonders die Peitsche gab er aber nicht mehr aus der Hand. Und so war sie eine folgsame, demütige Frau, da sie nie wußte, was sie zu gewärtigen hatte. Da aber auch er nicht wußte, wessen er sich von ihr zu versehen hatte, so wurde er viel besonnener und verständiger, als zuvor, und so lebten sie denn recht einträchtig und glücklich miteinander.

Digitized by Google



Der Flucher in der Johannisnacht.

Es traf sich einmal so, daß dem Johannisfeste, das die Katholiken so hoch halten, ein Sonntag voranging, und an diesem brach nun ein Bauer früh morgens auf, um rechtzeitig das Städtchen zu erreichen und dort die heilige Messe zu hören. Er nahm auch seinen Esel mit, da er in der Stadt allerhand für den Hausbedarf zu kaufen gedachte. Während der Messe betete er recht andächtig zum heiligen Johannes, um ein kleines bischen Reichtum. Und wahrlich: wems Gott nicht gibt, dem gibts der Heilige auch nicht .... Wozu auch braucht der Bauer Geld? Einen fetten Ochsen läßt man doch nicht leben ....

Nachdem der Bauer seine Besorgungen gemacht und alles auf dem Esel aufgeladen hatte, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, einen Schluck Pflaumenbranntweins zu trinken. Er band also den Esel an einen Zaun und trat ins Wirtshaus. Der Branntwein mundete ihm; er trank noch einen Schluck, und es

Digitized by Google

fiel ihm so mancherlei ein. Er ließ den Kopf auf die Brust sinken, hielt die Augen nur gerade so weit offen, daß er das Branntweinkrüglein sehen konnte, und sang in langgezogenen, leisen Tönen, die sich anhörten, wie das einförmige Surren einer Gusle,*) vor sich hin, von Leid und Freud, von Schmerz und Lust, wie's ihm gerade durch Herz und Kopf fuhr. Dicke Tränen rollten ihm dabei in den buschigen Schnauzbart, und damit war es ihm sicher ernst: denn ohne Grund kann man wohl lachen, aber nicht weinen. Die Sonne stieg und brannte auf dem heißen, braunen Gesichte, ohne daß er es gewahr wurde. Aber als der kühle Abendwind darüber strich, da fuhr er erschrocken auf. Nun galt es heim zu kommen. Er band den Esel los. Munter schritt dieser voraus; mit schweren Tritten ging der Bauer hinterdrein.

Der Vollmond machte die Nacht taghell. Auf den Bergen flammten da und dort mächtige Johannisfeuer. Der Bauer schaute und schaute, achtete dabei nicht des Weges, und stolperte und stolperte, und da ihm das lästig war, so fluchte er gedankenlos, trotz der heiligen Johannisnacht. Eben kam er an einem gewaltigen Steinhaufen, einem alten Heidengrab, vorbei, und ringsum streckte der klippenreiche Felsgrund seine dürren, wie weißes Gebein schimmernden Stümpfe aus dem ihn leicht verhüllenden, dunklen Erdreich. Plötzlich scheute der Esel und stieß ein jammervolles „Nji-ha" aus. „Tschusch! — tschusch! . . ." trieb der Bauer das Tier an und schwang fluchend den Stock. Da, was war das? Ein kleines Flämmchen hüpfte über den Stock und flackerte in grünlichem Lichte zwischen dem weißen Gestein. Kalt überlief es den Bauer. Er erinnerte sich an verschiedenes, das an den langen

*) Südslavisches Saiteninstrument.

Digitized by Google

Winterabenden die alten Mütter erzählen. Sollte da wirklich ein Schatz zu heben sein!? . . . Mit zitternden Händen suchte er aus dem Gepäck den Essigkrug hervor und goß den Inhalt auf das Flämmchen. Dieses erlosch, und gelbes Gold blinkte ihm entgegen. Gierig griff er darnach und füllte damit den Rucksack, welcher so schwer ward, daß er ihn nicht tragen konnte und ihn dem zitternden Esel aufladen mußte. So schritten sie weiter in die Vollmondnacht hinein. Der Bauer war still und versuchte zu beten. Und wieder scheute der Esel. Am Wege saß ein alter Mann mit unterschlagenen Beinen und rauchte aus einer Pfeife. — „Stoj!!



Digitized by Google

Halt!“ rief der Alte, „gib mir mein Gold zurück!“ Und er griff nach dem aufschreienden Tiere. Da zog der Bauer das Messer aus dem Gürtel und stieß es dem Alten in den Leib. Unbeweglich blieb dieser sitzen, und wankend liefen Bauer und Esel weiter.

Und ihr schwarzer Schatten lief in dem weißen Mondlichte vor ihnen her. Jetzt sagte jemand laut: „Komm, wir wollen miteinander ringen; wer stärker ist, dem gehört das Gold.“ — Der Bauer wollte das Gold vom Pferde schnallen und es wegwerfen, aber er brachte es nicht fertig. Der Esel lief und lief, und er lief mit; und dabei hörte er immer gleichmäßige Tritte hinter sich. „Es nützt dir gar nichts“, sagte die Stimme, „du mußt mit mir kämpfen!“

Der Bauer schlug also ein Kreuz und blieb stehen. Er fühlte sich erfaßt, und nun rang er mit aller Kraft seiner mächtigen Arme gegen ein ekelerregendes Etwas, daß er nicht fassen, nicht halten konnte, das ihm immer aus den Händen schlüpfte, wie ein nasser, seifiger Balg. Es war ein Vampyr, ein Gebilde des Teufels, welcher dem ihm verfallenen Sünder die Haut abzieht, diese mit Wasser aus dem Höllenkessel füllt und mit dem Geifer des Neides besudelt. Der Vampyr aber sucht nach Blut, nach warmem, lebendigen Menschenblut, um sich damit vollzusaugen.

Durch volle drei Stunden rang der Bauer mit dem Vampyr. Schon war er daran zu erlahmen, da ertönte ein Hahnenschrei: „Kukurikuu . . . ! !“ Der Vampyr ließ ab und sagte: „Wäre dieser Vogel Gottes nicht, nie würdest du dein Haus wiedersehen.“

Damit verschwand er. Im Morgengrauen kam der Mann heim, sattelte den Esel ab, warf den mit Gold gefüllten Rucksack in einen Winkel der Hütte, und legte sich hin, um schwer krank liegen zu bleiben. Sein Weib, welches des morgens das Haus

Digitized by Google

kehrte, wie dies überall geschieht, berührte dabei unversehens den Rucksack. Es vergingen ihr die Sinne, so daß sie zu Boden fiel. Nach einigen Stunden war sie tot. Am nächsten Tage geschah das gleiche mit der Tochter, dann dasselbe mit dem Bruder und dem alten Großvater. Als es dem Bauer besser ging und er endlich aufstehen konnte, fand er das ganze Haus ausgestorben, und die Nachbarn mieden es in scheuer Furcht.

Der Bauer dachte nun, da doch alles Unheil von dem Golde aus dem Heidengrabe herrühre, so sei es wohl am besten, wenn er es wieder der Erde zurückgebe. Um von niemandem gesehen zu werden, vergrub er es am Abend unter der Herdstelle. Kaum war das geschehen, so kam ein magerer, schwarzer Hund zur Hütte herein und sagte heiser bellend: „Gib mir das, was unter deinem Herde ist!" Der Bauer bekreuzte sich und betete unablässig, und das Gespenst entschwand. Am nächsten Abend jedoch hielt vor der Haustüre eine dürre Mähre, auf welcher ein Mann mit gebrochenen Beinen saß. „Gib mir das zurück, was unter deinem Herde ist," krächzte er.

In tiefster Seelenangst betete der Bauer. Da jedoch der Spuck trotzdem nicht entwich, so ermannte er sich, grub das Gold aus der geweihten und gesegneten Herdstelle aus und warf es weit von sich. Es fiel in den Bach, der an der Hütte vorbeifloß, die Goldstücke verwandelten sich in Mäuse, und das Gespenst verschwand. Der Mann aber legte sich wieder auf sein Lager, und nach drei Tagen brach ihm das Herz. Was immer es gewesen sein mag, von den Menschen aus jenem Hause ist keiner mehr auf Erden zu finden.

Digitized by Google



Die zwei Groschen.

Zwei Gevatter, die zugleich auch Nachbarn waren und sich sehr gut miteinander vertrugen, saßen einmal beisammen und der eine sagte: „Jetzt möchte ich nur wissen, wovon wir weiter leben sollen! Wir haben doch rein gar nichts mehr. Du hast wenigstens noch ein Weib, aber ich habe nicht einmal eine Katze, nichts als vier leere Wände und ein Dach darüber, und auch das taugt nichts mehr.“ Da meinte der andere: „Weißt du was, Bruder? Wir könnten es einmal versuchen, die Leute zu betrügen.“ — „Ja, ja,“ sagte der erste, „wenn ich nur wüßte, wie.“ — Da kratzte sich der andere ein bischen den Kopf unter der Kappe und sagte dann: „Das kann doch nicht gar so schwer sein, da es so viele treffen. Ich meine, du gehst in den Wald, holst dir einen Sack Moos, und obenauf gibst du die Wolle aus deinem Polster; und ich hole mir einen Sack Galläpfel und gebe obenauf Nüsse. Damit gehen wir in die Stadt auf den Markt und verkaufen unsere Ware nur im

Digitized by Google

Großen." — Der Plan gefiel beiden immer besser, und so zogen sie denn wirklich am nächsten Markttag mit einem erborgten Pferd, auf das sie die Säcke geladen hatten, nach der Stadt. Das Marktviertel füllte sich und leerte sich wieder, aber bei den beiden fragte nicht einmal jemand an. Schon war Sonnenuntergang nahe und die Läden sollten geschlossen werden, da sagte der mit den Nüssen unmutig zu seinem Gefährten: „Du verstehst auch gar nichts vom Geschäft! Lasse uns tauschen und nimm du die Nüsse; ich werde die Wolle schon verkaufen." — „Ist mir recht", sagte der andere, „aber Wolle ist mehr wert, als Nüsse und du mußt mir zwei Groschen draufzahlen." — „Gut, du sollst sie bekommen, sobald die Wolle verkauft ist."

Kaum hatte er es gesagt, so kam ein Weißbart daher, erstand die Wolle und hieß den Bauer ihm den Sack nachtragen; er werde ihm daheim das Geld geben. Also, was soll man da lange hin und her erzählen, kurz: der Weißbart bemerkte es noch rechtzeitig, daß in dem Sacke nur Moos war, lief dem Bauer nach und brachte ihn vor den Kadi.*) Erst nach drei Tagen ließen sie ihn ohne Geld und ohne Sack laufen, und daheim bekam er von seinem Weib noch allerlei zu hören. Und da kam auch noch der Gevatter und verlangte von ihm die schuldigen zwei Groschen. „Woher soll ich sie nehmen?" fragte er. Der andere sagte: „Du hast versprochen mir die zwei Groschen zu geben, sobald du die Wolle verkauft hast. Die Wolle hast du verkauft, also gib mir die zwei Groschen." — „Ich habe aber kein Geld bekommen!" jammerte der Schuldner.

*) Türkischer Richter.

Digitized by Google

— „Du hast die Wolle doch verkauft und mußt mir also zwei Groschen geben."

Tag für Tag kam nun der Gevatter und verlangte die zwei Groschen. Da sagte der Bedrängte: „Mach' was du willst, ich hab' sie nicht; aber wenn du willst, so will ich versuchen etwas zu stehlen, aber du mußt mir dabei helfen." Der Gevatter war dazu bereit und der Schuldner meinte: „Sünde ist's, den Bauer zu bestehlen; Kaufleute gibt es im Dorfe keine, also gehen wir zum Frater,*) der hat ohnehin alles umsonst." — Und sie schlichen sich nachts zu des Pfarrers Keller, in dem ein großer Bottich mit Weizen stand. Jener Gevatter, welcher der Gläubiger war, machte den Aufpasser, und der andere war eben daran einen großen Sack mit dem schönen gelben Weizen anzufüllen. Da hörte er ein Geräusch, und aus Angst schlüpfte er schnell in den Sack hinein und blieb regungslos liegen. Der Aufpasser eilte herbei, um ihn zu warnen; als er ihn aber nicht mehr sah, glaubte er ihn schon davongelaufen, lud rasch den gefüllten Sack auf und rannte querfeldein nach Hause. Dabei liefen ihm die Hunde nach und zerrten an dem Sacke, so daß der, welcher drinnen war, eine Heidenangst bekam und schrie: „Heb' doch den Sack ein bissel höher, sonst bringen mich die Hunde um." — Der Andere, welcher sich über den schönen Weizen im Sacke gefreut hatte, wurde nun zornig und ließ den Sack fallen, und da der im Sacke nicht gleich heraus konnte, fanden ihn die Leute des Fraters und prügelten ihn windelweich durch, so daß er fast auf allen Vieren heimkam.

*) Die katholischen Landgeistlichen in Bosnien sind durchwegs Franziskaner.

Digitized by Google

Am nächsten Tage aber war schon wieder der Gevatter da und verlangte die zwei Groschen. Dem Weibe war das schon langweilig, und sie sagte zu ihrem Manne: „Daß dich der Donner .....! Warum zahlst du ihn denn nicht?“ — „Weil ichs nicht hab', du Weibskopf“, brummte er; „aber mir ist das viele Reden jetzt wirklich zuwider, und so will ich mich denn hinlegen und nicht mehr muksen. Und wenn der Gevatter kommt, so sage ihm, ich sei gestorben. Dann wird er mich wohl in Ruhe lassen.“

Als der Gevatter nun kam und wieder die zwei Groschen verlangte, sagte ihm das Weib: „Mein Mann kann dir nicht zahlen, er ist gestorben.“ — Der Gevatter jedoch erwiderte: „Und wenn er auch gestorben ist, ich gehe nicht früher fort, als bis er mir die zwei Groschen gibt.“ — Er setzte sich zu ihm, um die Totenwache zu halten, und dabei verlangte er fortwährend seine zwei Groschen.

Es kamen nun vier Männer, um den Toten zu Grabe zu tragen. Ihnen voraus ging der Pope*) und las dabei etwas aus einem Buche. Hinter der Tragbahre ging das wehklagende Weib und der Gevatter, der die zwei Groschen verlangte. Da wurde der Geistliche recht böse und schlug auf den Gevatter los. „Was“, schrie er, „der Tote soll dich zahlen?“ — „Ja“, sagte der Gevatter, „früher gehe ich nicht weg von ihm.“ Auf dem Wege war ein Kirchlein, in das der Pope den Toten hineintragen ließ. „Da soll er bis morgen bleiben“, sagte er, „und der Gevatter soll seine Sache mit ihm ausmachen; sonst

*) Der orientalisch-orthodoxe Priester.

Digitized by Google

ist er im Stande, noch am offenen Grabe seine zwei Groschen zu verlangen."

Der Geistliche zündete die Ampel vor dem Altare an, dann gingen alle fort, und die beiden Gevatter blieben allein. Der eine lag auf der Bahre und schwieg, und der andere saß neben ihm und verlangte die zwei Groschen.

Da zog in der Nacht eine Räuberbande an dem Kirchlein vorüber. Ihr Anführer, der Harambascha, sah das Licht brennen und sagte zu seinen Gefährten: „Legt die Waffen ab und tretet ein! Wir wollen jeder einen Dukaten opfern und wieder einmal zu Gott beten." — Sie taten so, und der Gevatter fand kaum Zeit, sich hinter den Altar zu flüchten. Nachdem die Räuber gebetet hatten, brachten sie ihre letzte Beute herbei, um



Digitized by Google

sie zu teilen. Es war ein großer Haufen Dukaten und ein Handschar.*) Einer der Räuber sagte: „Ich möchte statt Geld lieber das Messer nehmen, wenn ich wüßte, daß es etwas taugt.“ — „Du kannst es ja leicht an jenem Toten dort versuchen“, erwiderte man ihm. Als der auf der Bahre das hörte, sprang er auf und suchte auch hinter dem Altare Zuflucht. Das erschreckte die Räuber derart, daß sie alles liegen und stehen ließen und liefen, was sie laufen konnten. Nach einer Stunde blieb endlich der Harambascha stehen und meinte: „Jetzt möchte ich aber doch wissen, vor was wir eigentlich davongelaufen sind!“

Da sagte einer: „Ich will zurückgehen und schauen, wenn noch jemand mit mir geht.“ — Es gingen also ihrer zwei nach dem Kirchlein zurück.

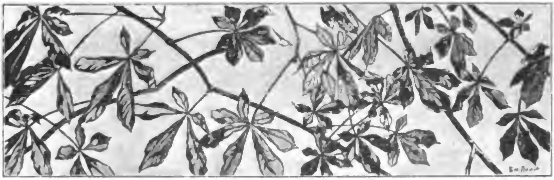
Dort hatten sich indessen die beiden Gevatter hinter dem Altare begrüßt und einander nach der Gesundheit befragt. Dann gingen sie daran das viele Geld, das die Räuber in der Kirche zurückgelassen hatten, zu teilen, und als sie damit fertig waren, verlangte der eine Gevatter von dem andern noch die zwei Groschen, die ihm dieser schuldig war. Darüber gerieten sie nun abermals in Streit und machten dabei einen solchen Lärm, daß ihn die Räuber bis hinaus hörten. Ganz entsetzt flohen sie zu den Ihren und meldeten: „Es wären der Gespenster so viele in der Kirche, daß von dem Haufen Dukaten auf jedes Gespenst nur zwei Groschen kämen.“ Und die Bande lief weiter, ohne sich umzusehen. — Die beiden Gevatter aber gingen vergnügt miteinander heim, wobei der eine von dem andern immer die

*) Großes Kampfmesser.

Digitized by Google

zwei Groschen verlangte. Und er würde sie noch heute verlangen, wenn der andere nicht einen Dukaten gewechselt und ihm die zwei Groschen endlich gegeben hätte. Falls sie noch leben, sind beide noch heute reiche Leute und gute Nachbarn.

Digitized by



Das Füchslein.

Die Maus lag behaglich im Gebüsch und blinzelte schläfrig mit den Äuglein. Da fiel ein dürres Blatt raschelnd auf sie herab. Erschrocken sprang sie auf und lief, was sie laufen konnte. Dabei begegnete ihr der Fuchs. „Wohin so eilig?“ fragte er. Sie entgegnete: „Vom Himmel schoß es, wie mit einer Kanone, und kaum gelang es mir, mich zu retten; auch dich kann es treffen!“ — Schleunigst kehrte der Fuchs um und lief mit der Maus. Nun kam der Wolf in die Quere und hielt sie an. „Es schießt mit Kanonen vom Himmel“, riefen sie atemlos, und bestürzt lief der Wolf mit ihnen. Jetzt stießen sie auf den Bären. „Warum rennt ihr denn so, wie der Zigeuner vor dem Kadi?“ fragte er die Eiligen. Wie er jedoch den Sachverhalt erfahren hatte, machte auch er Kehrt und trottete ihnen nach. Endlich ging allen vieren der Atem aus, und sie verkrochen sich in einer Höhle und lauschten. Nachdem aber alles

4*

Digitized by Google

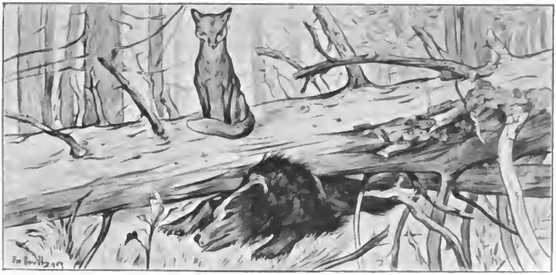
ruhig blieb, wagten sie sich langsam wieder hervor und beratschlagten. Sie kamen überein, beisammen zu bleiben, um sich besser verteidigen zu können. Sie wirtschafteten recht gut miteinander, was zur Sommerszeit allerdings nicht schwer ist, und waren vergnügt, wie der Hund auf der Hochzeit. Damit sie aber auch im Winter nicht Mangel litten, sammelten sie auf Vorschlag des klugen Bären Honig ein und füllten damit drei große Fässer.

Dem Fuchs stach der Duft des Honigs immerfort in die Nase, was ihn derart belästigte, daß er auf Abhilfe sann. Endlich fiel ihm etwas ein. Er schlüpfte in ein Loch und rief verdrießlichen Tones: „Ojojojoj!! Wer ruft mich dort?!“ — Dann kam er hervor, ging eine Strecke weit weg, hielt sich die Pfote lauschend an das Ohr und kehrte dann zurück. „Was gibts denn?“ fragte der Wolf. „Pah“, meinte der Fuchs übellaunig, „dort drüben im Ort ist eine Frau ins Kindbett gekommen, und da laden sie mich ein.“ — „Warum willst du denn nicht hingehen und den Wochenbesuch abstatten, Füchslein?“ meinte der Bär. Der Fuchs schien noch eine Weile zu überlegen, und dann ging er endlich. Aber nicht ins Dorf, sondern ganz heimlich zu den Honigfässern, und es dauerte gar nicht lange, so war eines davon leer.

Der Honigduft ließ ihm aber noch immer keine Ruhe, und so machte er es wie das erstemal und ließ sich zu einen Wochenbesuch laden. Den Gefährten fiel es nicht auf, daß der Fuchs so viele Beziehungen hatte, denn er galt von jeher überall als wohlgelitten wegen seiner feinen Art, etwas, das man dem Bären und dem Wolf ebensowenig nachrühmen konnte, wie einem Frosche ein schönes Gefieder.

Digitized by Google

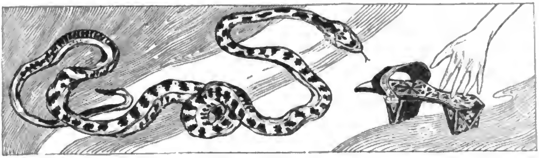
Das ging alſo mit den Einladungen ſo fort, bis der Fuchs mit dem Honig fertig war. Mittlerweile war der Winter gekommen, den Wolf hungerte es, und ſo ging der Bär, als älteſter, um nach den Honigfäſſern zu ſehen. Wie weit er aber auch die Augen aufriß, die Fäſſer blieben leer. „Wer hat das getan?!“ brummte er. „Sicherlich der nichtsnutzige Mäusling“, heulte wütend der Wolf. Flink ſchlüpfte die Maus unter einen Stein. „Der Fuchs hats getan, ich habe ihn geſehen“, wollte ſie ſagen, aber ſie konnte es nicht, denn der Stein kam ins Rollen und erdrückte ſie. Indeſſen kletterte das Füchslein ſchnell hinauf auf eine Buche, und nun begannen Wolf und Bär ſich vor den leeren Fäſſern zu zauſen. Der zornige Wolf vergriff ſich an dem ehrlichen Bären und biß und zwickte ihn, bis dieſer die Geduld verlor und er dem Wolf Eins verſetzte, daß er umfiel und nicht mehr aufſtand. Das gefiel dem Fuchs, der von der Buche herab zuſah, außerordentlich, ſo daß er ein Kichern nicht unterdrücken



Digitized by Google

konnte. Der Bär jedoch, welcher erst jetzt den Fuchs auf dem Baume bemerkte, nahm das sehr übel und begann erbost den Baum auszuscharren, um den Fuchs zu bekommen. Dieser schwang sich aber auf den nächsten Baum und schaute sehr ruhig zu, wie der Bär grub und wühlte. Endlich war die Buche entwurzelt, sie schwankte und wankte und stürzte dann krachend nieder und erschlug den Bären. So blieb denn der schlaue Fuchs trotz allem im Recht.

Digitized by Google



Die Stieftochter.

In einer Stadt lebte einmal eine Witwe, die eine häßliche Tochter namens Hata, eine schöne Stieftochter namens Fata hatte. Da geschah es, daß in der Nachbarschaft eine große Hochzeit gefeiert wurde, zu der, wie sich das von selbst versteht, alle Nachbarn eingeladen waren. Die Witwe schmückte ihre eigene Tochter, die eine Nase hatte, wie ein Brunnenschwengel, so gut sie es nur vermochte und führte sie auf das Hochzeitsfest zum Reigentanze. Die Stieftochter aber mußte das Haus hüten. Darüber war Fata natürlich sehr betrübt, und als es dunkelte, litt es sie nicht mehr im Hause, so allein wie sie war, und sie ging in den Stall zu der Kuh, die breit auf der Streu lag und kaute. „O, du gute Kuh, meine liebe Schwester“, seufzte das Mädchen, „leicht findet sich ein Gefährte zum Singen, aber schwer einer zum Weinen!“

„Wo fehlts denn?“ brummte die Kuh Fata an.

Das Mädchen schüttete nun ihr Herz aus. Die Kuh dachte lange, lange nach, wie das die Kühe schon so tun, und sagte

Digitized by Google

dann bedächtig: „Wenn es zu trocken ist, so braucht man Regen, aber keinen Freund. Faß also mein rechtes Ohr an und schüttle es!“

Fata tat wie ihr geheißen, und aus dem Kuhohr fiel eine große Schachtel heraus. Sie öffnete diese und wahrlich, sie hatte Grund zum Staunen! Ganz obenauf lag eine Dimije*) aus Atlas, dann kam ein seidener Flaus und ein Jäckchen, ganz bedeckt mit goldenem Stickwerk; dann kamen blaue Samtpantöfflein, benäht mit goldenen Schnürchen, und endlich kam der Fes, auf dem die gelben Golddukaten schuppenartig aneinander gereiht blinkten und kostbare Edelsteine funkelten.

„Jetzt also gehe zum Tanze“, brummte die Kuh, „denn Mädchen, die davon fern bleiben müssen, zerschlagen das Küchengerät!“

Hurtig schlüpfte Fata in die Gewänder, die ihr wie angegossen saßen, und eilte nach dem Nachbarhause. Verhüllten Angesichtes huschte sie scheu an den Gemächern der Männer vorüber, durchschritt auch schnell das Frauenhaus, wo die Mütter rauchend und schwätzend beisammen saßen, und ging gleich in den Hofraum, um den Reigen der Mädchen anzuführen. In ihren Kleidern aus blankem Golde, war sie noch hundertmal schöner als gewöhnlich, und da sie niemand erkannte, so brannten alle vor Neugierde, wer sie sei; aber der Anstand verbietet zu fragen. Die jungen Burschen, die durch die Zäune und die Gartentüre nach den Mädchen lugten und ihnen ab und zu feine, süße Worte zuriefen, hatten jetzt nur mehr Augen für Fata. Dies

*) Weites Beinkleid der türkischen Frau.

Digitized by Google

ärgerte die Mädchen. Insbesondere Hata war es zumute, als wäre ihr Pfeffer in die Augen gekommen und sie lief ins Haus zu ihrer Mutter, die sich alles vom Fenster mitangesehen hatte, und beide gingen nach Hause. Fata aber eilte ihnen voraus, zog im Stall rasch die Kleider aus, legte sie in die Schachtel zurück, steckte diese der Kuh ins Ohr, und als die Stiefmutter mit ihrer Tochter ankam, saß Fata bereits wieder am Herdfeuer und putzte das Kupfergeschirr blank.

Die beiden waren sehr übler Laune; am nächsten Tage gingen sie aber doch wieder auf das Hochzeitsfest. Fata lief auch schnell zu ihrer lieben Kuh, umarmte sie und zog sie am Ohr, und brummend ließ diese wieder die Schachtel fallen.

In des Nachbars Haus war alles wie am Tage vorher, nur befand sich unter den jungen Burschen hinter dem Zaun auch des Sultans Sohn, der von der schönen Fremden gehört hatte und nun gekommen war, sie zu sehen. Er war so berückt von ihrem Anblick, daß er den Kopf zur Gartentüre herein steckte, um ihr ein Basilikum-Stenglein zu bieten. Kreischend flohen die Mädchen, wie dies der Anstand gebietet, und mit ihnen Fata. Zuhause gab sie die Gewänder wieder der treuen Kuh, und als Stiefmutter und Stiefschwester scheltend heimkamen, da entnahm sie aus den Reden, daß es des Sultans Sohn gewesen sei, der ihr das duftende



Zweiglein reichen wollte, und ihr Herz hüpfte vor Freude. Kaum vermochte sie es den dritten Festtag, der — ach! — der letzte war, zu erwarten, und als sie endlich wieder allein im Hause war, lief sie zu der Kuh und zog sie derart am Ohr, daß diese brüllend die Schachtel fallen ließ. Mochte sie nun brummen, Fata hörte gar nicht darauf, und bald stand sie wieder in jenem Hofraume und führte den Reigen an, zu dem der Gesang der Mädchen weithin über die Dächer schallte. Aber die Gartentüre öffnete sich nicht wieder, so sehr auch die Mädchen nach ihr schielten, und Fata's Singen erstickte bald in aufsteigenden Tränen. Traurig schlich sie sich fort; aber als sie über die Gasse huschte, da sah sie ihn, des Kaisers Sohn, plötzlich neben sich. Er faßte sie, ohne auf Gesetz und Herkommen zu achten, an der Hand, sie aber riß sich los und lief, was sie laufen konnte, wobei ihr ein Pantoffel vom Fuße fiel. Weinend kam sie zu ihrer Kuh in den Stall: „O, meine Schwester", jammerte sie, „viel habe ich verschuldet!"

Der Kuh tat noch immer das Ohr weh, an dem sie Fata gezogen hatte, so daß sie gar nicht hörte. Traurig gab ihr Fata die Schachtel zurück, und nun war es wieder wie alle Tage.

Der Sultanssohn jedoch konnte das fremde Mädchen nicht vergessen und wurde immer magerer. Da sich Husten und Liebe nicht verheimlichen lassen, so kam auch der Sultan bald dahinter, was seinen Sohn drückte. Er ließ nun in allen Stadtteilen ausrufen, daß alle Mädchen, die bei jener Hochzeit im Reigen getanzt hätten, ins Schloß kommen mögen, und welcher der gefundene Pantoffel passe, diese werde seine Schwiegertochter. Die Mädchen kamen nun von allen Seiten gelaufen, auch Hata mit

Digitized by Google

der schiefen Nase, alle aber mußten beschämt abziehen, da sie zu große Füße hatten und der Prinz obendrein erklärte, er würde keine von ihnen küssen, nicht einmal durch neun Leintücher. Fata aber wagte aus Angst vor ihrer Stiefmutter nicht hinzugehen, und deßhalb wurde der Sultanssohn immer magerer.

Das Ungemach sucht immer nach Gefährten, und so erkrankte gleicherzeit auch der Lieblingsschimmel des Prinzen. Der Kaiser sandte neuerdings Ausrufer nach allen Richtungen, die es verkündeten, daß eine hohe Belohnung dem sicher sei, der den Schimmel heilen könne. Wäre es ein Mann, so mache ihn der Kaiser zum Pascha, wäre es ein Weib, so erhalte sie so viel Gold, als sie forttragen könne. Natürlich wollte nun jedermann Roßarzt sein, aber auch das geht nicht so leicht wie man glaubt. Der Schimmel kam immer mehr herunter, und der Prinz reiste fort in ein anderes Schloß seines Vaters, um die Roßkuren nicht zu sehen. Als Fata all das hörte, wurde ihr Herzleid über-



Digitized by Google

mächtig, und sie ging nach des Kaisers Schloß, vor dem auf einer Wiese traurig der Schimmel stand, umgeben von vielen Dienern, die ihm seidene Kissen und Hafer und Heu auf goldenen Schüsseln hinhielten. Dem Mädchen liefen die Tränen aus den Augen, wie der Regen aus den Wolken strömt, und sie begann ihres Liebsten Pferd zu streicheln. Wo ihre Hand es berührte, da begann sein Haar zu wachsen. Es hob den Kopf, und als das Mädchen es unter fortwährendem Streicheln umschritten hatte, begann es zu wiehern, schlug übermütig aus, so daß die Diener ins Gras kollerten, und sprang lustig herum. Alles wunderte sich, und der Kaiser, der vom Fenster aus zugesehen hatte, kam nun selbst schnell mit dem Pantoffel gelaufen, um ihn Fata anzuprobieren. Der Pantoffel paßte natürlich, da er doch der ihre war. Darüber hatte der alte Kaiser fast eine ebenso große Freude, wie über des Schimmels Genesung, und er hieß das Mädchen heim gehen und sich waschen und verhüllen, da sie jetzt die Braut seines Sohnes wäre. Er werde kommen sie zu holen, um sie seinem Sohne zuzuführen.

Die Stiefmutter und deren Tochter ließen es sich nicht merken, daß sie das Glück der armen Waise mit Haß erfüllte. Sie taten sogar sehr freundlich, und die Stiefmutter sagte zu Fata: „Höre, meine liebe Tochter! Du bist aus gutem Hause; da schickt es sich, daß dich eine Verwandte als Beistand deinem Bräutigam zuführt. Es wird dir also Hata das Geleite geben. Und nun sage, was du dir als Aussteuer wünschest.“

Fata wünschte sich nur ihre Kuh, und darüber war diese so erfreut, daß sie die Schachtel aus dem Ohre fallen ließ. Als Fata nun so herrlich geschmückt dastand und die Stiefmutter in ihr

Digitized by Google

jenes fremde Mädchen wieder erkannte, da war es ihr, als ob eine Schlange sie ins Herz bisse, und sie sagte heimlich zu ihrer Tochter: „Der wollen wir jetzt einen Brei einrühren! Warum sollst nicht du des Sultansohnes Frau werden? Du wirst mit ihr in die Sänfte steigen, und wenn ihr mitten im Walde sein werdet und sie durstig wird, so sage ihr, daß man für einen Trunk Wassers seine Augen hingeben müsse. Nimm ihr dann die Augen, lasse sie im Walde und zieh' aufs Schloß, als des Prinzen Braut."

Diese Rede hörte Hata sehr gerne. Der alte König, der mit vielen vornehmen Hochzeitsgästen, alle auf fetten, goldgezäumten Rossen, bereits ungeduldig vor dem Hause wartete, mahnte zur Eile, und die Mädchen warfen daher schnell ihre Tücher über und stiegen in die Sänfte, die von zwei Pferden getragen wurde, an denen alles von Edelsteinen blitzte. Wie sie mitten im Walde waren, begann es die Braut zu dürsten, und sie jammerte:

„Ojj, hätt' ich jetzt ein Wässerlein!
Was nützt mir Gold und Edelstein?"

Hata erwiderte: „Ein Trunk Wasser kostet hier das Augenlicht. So hat der Sultanssohn es anbefohlen." — Erschrocken schwieg Fata, doch als Stunde auf Stunde verging und sie noch immer im Walde waren, da konnte sie es vor Durst gar nicht mehr aushalten und sie jammerte:

„So nimm die schwarzen Äugelein,
Für ein frisches, klares Wässerlein."

Darauf hatte die Stiefschwester nur gewartet. Sie ließ den Sänftenführer halten und sich abwenden, wie es der Brauch, und

Digitized by Google

führte Fata zum nächsten Quell. Dort grub sie ihr die Augen aus dem weißen Angesichte, eilte zu der Sänfte zurück und hieß den Führer rasch den übrigen folgen.

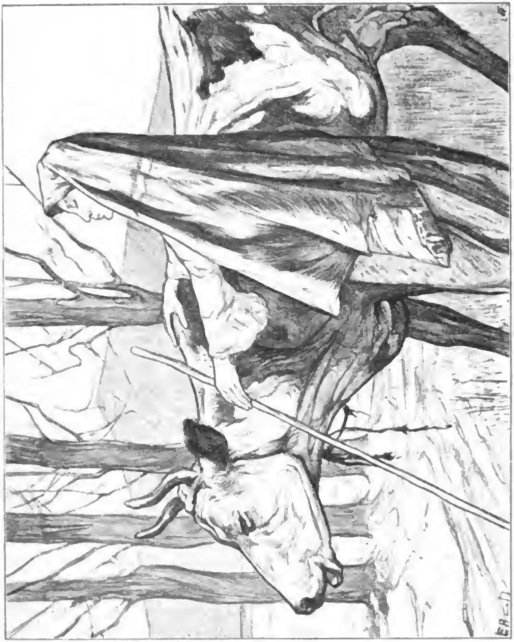
Als für Fata plötzlich das Sonnenlicht der finstern Nacht wich, als auf ihr angstvolles Rufen niemand antwortete, die Dornbüsche ihr die weiße Stirne blutig rissen und sie an dem langen Seidenhaare zerrten, da fiel die Verratene in tränenlosem Schmerze auf den Boden nieder. Mit einemmale fühlte sie ein sanftes Streicheln. Es war die Kuh, welche ihrer Spur gefolgt war und die sie nun hinausführte aus dem finsteren Wald in ein kleines Dorf. Die Menschen staunten über das schöne, blinde Mädchen in den goldenen Gewändern, das von einer Kuh zu ihnen geführt wurde.

Und Fata sagte; „Meine lieben Brüder! Wenn ihr Menschenherzen habt und wisset, was Kummer ist, so nehmt mich auf bei euch und seid dafür gesegnet bis in euer zehntes Glied!“ — Alle öffneten ihr Haus und Herz. Doch die Kuh führte sie zu dem Ärmsten, einem frommen Graubart mit weißem Turban, der alljährlich zum Grabe des Propheten pilgerte. Und staunend sahen es die Leute, daß unter den Tritten des Mädchens Blumen aufsproßten.

Still saß sie nun Tag um Tag an dem Fensterchen der Hütte und ließ die Sonnenstrahlen auf ihr lichtloses Antlitz fallen. Die Kuh aber ging in aller Gemütsruhe auf die Weide und versorgte das Haus reichlich mit Milch, Butter und Käse, so daß es dem alten Hadschi so gut ging, wie nie zuvor.

Eines abends, als sie allein waren, sprach die Kuh zu dem Mädchen: „Da du doch ohne Augen nicht weinen kannst, wie

Digitized by Google



Digitized by Google

das schon so Menschenart ist, so haben andere für dich geweint, und ich habe diese Tränen gesammelt. Zieh' mich einmal am linken Ohre, und es werden zwei Kästchen herausfallen, gefüllt mit kostbaren Perlen. Diese Kästchen gib unserem Hadschi, und er möge im Lande herumziehen und rufen: »Wer kauft schöne, echte Perlen?« Und wird er gefragt, was sie kosten, so möge er antworten: »Ein Kästchen ein Auge und das zweite Kästchen das zweite Auge!«"

Der fromme Graubart war gleich bereit zu tun, was die Blinde von ihm verlangte, und machte sich mit den Kästchen auf den Weg. Lange konnte er keinen Käufer finden, denn der geforderte Preis war jedem zu hoch. So kam er auch zu des Sultans Schloß, ging dort in den Hof und rief: „Wer kauft schöne, echte Perlen?" Als dies die Frau des Sultansohnes, die schiefnasige Fata, hörte, lief sie ans Fenster, ließ sich von dem Hadschi die Perlen zeigen und fragte nach den Preise. Der Hadschi sagte: „Ein Kästchen ein Auge, das zweite Kästchen das zweite Auge."

„Warte, ich kaufe beide Kästchen!" rief die häßliche Prinzessin, suchte dann die beiden Augen hervor, die sie ihrer Schwester im Walde aus dem Gesichte gegraben hatte, und schickte damit eine Sklavin zu dem Hadschi hinab. Willig gab er die Kästchen für die Augen hin und brachte diese Fata.

„Die Perlen sind verkauft", sagte er ihr, „hier hast du die Augen."

Das Mädchen verhüllte fromm ihr Haupt wie zum Gebet, nahm die Augen, wusch sie mit dem heiligen Wasser aus dem Brunnen Sem-Sem, das der Hadschi aus Mekka mitgebracht,

Digitized by Google



wusch dann ihre leeren Augenhöhlen, tat im Namen Allahs und seines Propheten Muhamed die Augäpfel hinein, und Allah tat ein Wunder und die Sonne leuchtete auch wieder für sie.

Das ganze Dorf freute sich darüber, und der fromme Graubart, das schöne Mädchen und die gute Kuh lebten friedlich miteinander weiter. — Da zog ein Ausrufer des Sultans durchs Land und verkündete überall laut, des Sultans Schwiegertochter wäre von einer schlimmen Krankheit befallen worden und wer sie heilen könne, bekäme eine große

Digitized by Google

Belohnung. Wäre es ein Mann, so würde er Pascha werden, wäre es eine Frau, so erhielte sie soviel Gold, als sie davonzutragen vermöge.

Auch Fata hörte dies und dachte sich, daß sie vielleicht zu Allahs Preis ein gutes Werk tun könne. Darum zog sie mit dem Hadschi und der Kuh nach dem Kaiserschlosse. Schon im Hofe hörte sie das Schreien und Wehklagen der Kranken, und als sie zu ihr in die Stube trat, da erkannte sie in des Sultans Schwiegertochter ihre Stiefschwester Hata. Die schien von Sinnen zu sein vor Schmerz und riß immerfort an ihren kostbaren Perlenhalsbändern, die ihr niemand abzunehmen vermochte und von denen jede einzelne Perle sie wie ein siedender Bleitropfen brannte. Da erbarmte sich des Mädchens weiches Herz, und sie hub leise an zu singen:

„Höre Schwester, meines Vaters Tochter,
Dessen Freude du wie ich einst waren:
Deine Schuld will ich ins Wasser werfen,
In die Wolken, in die Lüfte streuen . . .
Was im tiefen Walde einst auch sei geschehen,
Nimmer will ich dessen düst're Schatten sehen.
Heil ward mir das Herze, hell der Augen Schein,
Drum um Allahs willen will ich dir verzeih'n . . .“

Da fielen die Perlenschnüre von Hatas Halse ab, und sie sank tot auf den Teppich nieder.

Der Sultan und sein Sohn, der noch immer so mager war wie früher, erkannten in dem fremden Mädchen die eigentliche Braut wieder, und wie sie ihre Schicksale erzählte, wurde der Sultan bis zu Tränen gerührt. Schon am nächsten Tage fand

Digitized by Google

die Hochzeit der schönen Fata mit dem Prinzen statt. Vorher aber ging der Sultan noch mit der Stiefmutter, die alles Unglück angestiftet hatte, ins Gericht. Er ließ sie an zwei windschnelle Hengste binden, steckte unter deren Mähnen glimmende Schwämme, und so wurde die böse Witwe von den Pferden in Stücke gerissen.

Der fromme Hadschi erhielt einen Sack Dukaten und konnte für immer nach Mekka ziehen, wo er sein gottgefälliges Leben beschloß. Die gute Kuh wurde gehegt und gepflegt und brauchte keine Milch mehr zu geben. Sie hätte auf Samt und Seide schlafen können, aber sie war eben eine Kuh und erhob sich nicht gerne über ihren Stand. Deshalb war ihr Stroh lieber.

Und der Sultanssohn, der jetzt zu seines Vaters Freude täglich fetter wurde, lebte mit der armen Waise glücklich und zufrieden.

5*

Digitized by Google



Die klugen Brüder.

Da es mehr arme Menschen auf der Welt gibt, als reiche, so gibt es auch viel mehr Geschichten von armen Leuten zu erzählen. Hier wäre wieder eine solche.

Es waren einmal drei arme Brüder, die nichts besaßen, als sehr viel Verstand und eine alte Stute. Nun brauchten sie aber zum leben die Stute viel notwendiger, als ihren Verstand, denn dieser trug ihnen gar nichts ein, während sie durch die Stute alles verdienten, was sie brauchten, und das war ja eigentlich recht wenig. Die Brüder waren also sehr betrübt, als ihnen eines nachts die Stute von der Weide gestohlen wurde. Nachdem sie sich müde gesucht hatten, setzten sie sich am Wegrand hin und sagten zu einander: „Laßt uns raten, wer das Pferd gestohlen haben könnte." Da meinte der Älteste: „Mir kommt vor, als hätte es ein mittelgroßer Mann getan." — „Ist er mittelgroß, dann hat er auch einen blonden Bart", versetzte der Zweit-

Digitized by Google

älteste, und der Jüngste fügte hinzu: „Hat er einen blonden Bart, so ist es der Mussa."

Nun hieß es Mussa suchen. Sie gingen fort und fort, von Dorf zu Dorf, viele Tage lang, aber nirgends war jemand zu finden, der Mussa hieß. So kamen sie in eine große Stadt, und als sie durch das Marktviertel schlenderten und neugierig die vielen Waren besahen, hörten sie, wie ein Kaufmann jemandem über die Straße zurief: „Komm' herüber, Nachbar Mussa, und trinke mit mir einen Kaffee!"

Neugierig blieben sie stehen und schauten. Da sahen sie einen mittelgroßen, blondbärtigen Mann über die Straße gehen. „Ha, das muß er sein!" sagten sie heimlich zu einander. Sie gingen ihm nach, und als er in dem Laden bei seinem Freunde saß, fragten sie ihn vorerst höflich nach der Gesundheit und dann sagten sie ihm, er möge ihnen doch die gestohlene Stute wiedergeben, da sie sie notwendig brauchten. Der Mann, der Mussa hieß und der ein wohlhabender Kaufmann war, erwiderte, er wüßte nichts von ihrer Stute, und alle seine Nachbarn traten hinzu und bezeugten, daß Mussa ein ehrlicher Mann sei. Jedoch die Burschen beharrten bei dem, was sie gesagt, und da Mussa beim Leugnen blieb, gingen sie zum Kadi und trugen ihm ihr Anliegen vor. Lange strich sich der Kadi den Bart und fragte dann: „Wie kommt ihr denn darauf, daß Mussa der Dieb sei?" — Sie erwiderten: „Es kommt uns so vor!" — Der Kadi dachte wieder nach und schaute die Brüder an, die Brüder schauten ernsthaft den Kadi an, und so sagte dieser endlich: „Kommt heute zu mir in mein Haus zum Abendessen."

Digitized by Google

Die Burschen gingen also hin, der Diener setzte ihnen die Mahlzeit vor, und während sie die Speisen bedächtig verzehrten, sagte der Älteste: „Nie aß ich so gutes Brot; der Weizen dazu ist sicherlich am Friedhofsrain gewachsen."

Der Mittlere schnalzte mit der Zunge und meinte: „Und erst dieses gebratene Lamm! Es ist so gut, als ob ein Schwein es gesäugt hätte."

„Meinst du?" fragte der Jüngste nachdenklich; „nun, wenn dieses Lamm von einem Schweine genährt wurde, dann ist der Kadi ein Bastard."

Der Hausherr hörte aus dem Nebenzimmer jedes Wort, das die Bauernburschen sprachen, und ihre Reden berührten ihn gar seltsam. Er steckte nun in eine Tasche seines Kaftans eine Zitrone, in die andere ein Ei und trat unter seine Gäste, um sie zu fragen, ob sie gut bedient worden wären. Dann meinte er: „Da ihr gerne ratet, so sagt mir, was ich in meiner rechten Tasche habe?" — Der Älteste sagte schnell: „Nun, was es auch sei, rund ist es sicherlich." — „Ist es rund", versetzte der mittlere der Brüder, „so ist es auch gelb." — „Gelb?" fragte der Jüngste, „nun, dann kann es eine Zitrone sein." Auf ähnliche Art errieten sie auch, daß der Kadi in seiner linken Tasche ein Ei hatte. Das gab dem Kadi Grund zum Denken, und er schickte am frühen Morgen einen Boten auf sein Landgut



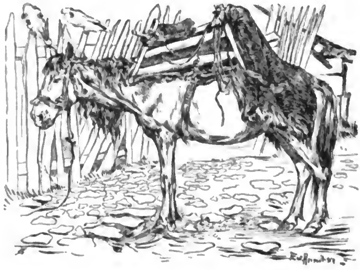
und ließ seine Bauern holen, um sie zu befragen, wo der Weizen zu seinem Brote gewachsen wäre. Sie erwiderten, es sei der Weizen von einer Friedhofswiese, wo er am besten in der ganzen Gegend gedeihe. Als dann der Kadi frug, wie das Lamm, das sie ihm zuletzt gesandt, gefüttert worden sei, gerieten sie in Verlegenheit und sagten, es wäre gefüttert worden, wie alle anderen. Als aber der Kadi in die Bauern drang, offen zu sein, gestanden sie, ein Christ in der Nachbarschaft hätte eine Schweineherde, und dieser sei das Lamm zugelaufen und hätte sich dort unter die Ferkel gemischt.

Nun wußte der Kadi genug und eilte ganz atemlos zu seiner Mutter. „Höre!" redete er sie ernst an, „sage, wer war mein Vater? . . . ." Weinerlich sagte die Frau: „Was schreiest du so? Dein Vater war ein Effendi, ein gelehrter Herr, wie du es bist." — „Gut", sagte er, „aber wie hieß er? Sag's schnell! . . . ." Die erschrockene Frau nannte nun einen Namen, den er vorher nie gehört.

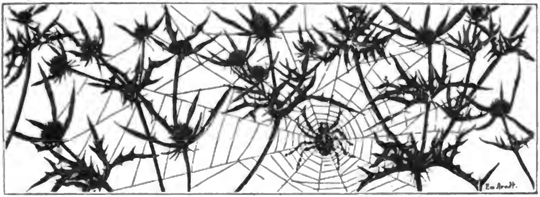
Bestürzt ging der Kadi fort und zu Mussa, dem Kaufmann, vor dessen Laden die drei Bauernburschen saßen und ruhig der Dinge warteten, die da kommen sollten. „Es hilft dir gar nichts", sagte der Kadi zu Mussa, „gib nur die Stute heraus!" Da führte sie Mussa in seinen Stall, in dem eine lange Pferdereihe stand und sagte niedergeschlagen: „Gut denn! Lieber will ich einmal erröten als hundertmal erbleichen . . . . Als ich eines tags mit meinen Warenpferden auf der Straße zog, schloß sich uns ein freiweidendes Pferd an und wir legten ihm den Frachtensattel auf. Ich will es euch mit Waren beladen wiedergeben."

Digitized by Google

Und so zogen die drei Brüder ab. Der Kadi und Mussa, der Kaufmann, saßen aber noch lange in dem Laden des letzteren beisammen, tranken ein Schälchen Kaffee nach dem andern und strichen sich schweigend den Bart.



Digitized by Google



Der Zigeuner und die Riesen.

In einem Walde stand eine einsame Mühle, in welcher seit langer Zeit niemand zu wohnen oder gar zu mahlen wagte, weil es hieß, daß es darin geistere. Nun hatte ein Zigeuner einen Sack Maiskörner gestohlen, und er dachte so hin und her, wie er sie wohl vermahlen könnte, ohne erwischt zu werden. Da fiel ihm die Mühle ein, und er sagte zu seinem Weibe: „Steck' mir Brot und ein Stück jungen Käse in den Rucksack; ich will heute Nacht den Mais in der Waldmühle mahlen."

In der Mühle zündete er ein Kienholz an, verrammelte die Türe und setzte das Mahlwerk in Gang. Das Geklapper hörte ein Riese, der sich auf dem Heimwege verspätet hatte. Neugierig kam er näher und klopfte an die Türe: „Mach' auf!" „Mach' nicht auf!" versetzte der Zigeuner. „Mach' auf!" brüllte der Riese, „oder ich schlage das Dach ein!" Da holte der

Digitized by Google

Zigeuner rasch den Käse aus dem Sack, streckte die Hand durch ein Mauerloch hinaus und quetschte den Käse, daß der Saft heruntertroff. „Schau her, du Polterer," sagte er mitleidigen Tones; „so wie ich diesen Stein hier quetsche, daß das Wasser herausläuft, so werde ich dir die Gedärme und das Hirn herausquetschen."

Dem Riesen wurde es unheimlich, und er meinte begütigend: „Wenn du ein solcher Held bist, so könnten wir uns zusammentun, denn ich bin auch nicht gerade der Letzte. Der Zigeuner ließ ihn nun in die Mühle, und da saßen sie bis zum Morgen und erzählten einander ihre Großtaten. Endlich wurde der Riese hungrig und fragte: „Was werden wir frühstücken?" — „Ich habe, was ich brauche und du such' dir, was du brauchst," sagte der Zigeuner. Hierauf entgegnete der Riese: „Ich werde einen Ochsen suchen und ihn hertreiben; den können wir dann zusammen essen. Du mußt aber indessen das Holz zum braten herbeischaffen." — Der Riese brachte nun einen Ochsen von der nächsten Weide, schlachtete ihn und wollte ihn auf den Bratspieß stecken; aber der Zigeuner war noch immer nicht aus dem Holz zurück, und somit hatte der Riese auch keinen Bratspieß. Er ging also um nachzusehen, und da fand er den Zigeuner, wie er rings um eine Buche einen Graben grub. „Was treibst du da?" machte der Riese erstaunt. „Schweig und wart'! Ich werde nicht immer hin und herlaufen, sondern will gleich die ganze Buche ausgraben und zur Mühle tragen." — „Was soll uns die ganze Buche!" zürnte der Riese, brach ungeduldig einige gewaltige Äste ab und lief mit einer ganzen Wagenladung Holz auf den Schultern davon.



„Willſt du den Ochſen drehen, oder willſt du Waſſer holen?“ fragte er dann den Zigeuner. Dieſer erwiderte: „Ich will den Ochſen drehen.“ Der Rieſe nahm alſo die Büffelhaut und ging um Waſſer. Als er zurückkam, war die eine Seite des Ochſen bereits gar gebraten, aber die andere noch ganz roh. „Warum drehſt du denn den Ochſen nicht, damit er ſich ſchön gleichmäßig brät?“ ſchalt der Rieſe; doch der Zigeuner erwiderte gleichmütig: „Ich habe genug Gebratenes, und wer mehr braucht, der ſoll nur ſelbſt drehen.“ Der Rieſe briet alſo ſelbſt den Ochſen fertig und

Digitized by Google

sagte hierauf: „Jetzt wird sich's beim Essen zeigen, wer der größere Held ist." — Jeder setzte sich an eine Seite des Ochsen und aß drauf los. Dabei aber stopfte sich der Zigeuner alle Taschen und den Rucksack voll, und als der Riese endlich keuchend zu essen aufhörte, mußte er zugeben, daß der Zigeuner ein größeres Loch in den Ochsen gerissen hatte, als er. „Lieber Bruder", sagte er gerührt und umarmte den Zigeuner, „komm' mit mir, damit ich meinen Leuten einen so großen Helden zeigen kann." Dem Zigeuner war es recht, und so gingen sie miteinander. Als sie schon in der Nähe des Hauses waren, wo die Riesen wohnten, fanden sie diese im Obstgarten Kirschen suchend. Sie bogen dabei die Gipfel der Bäume mit einer Hand zu sich nieder und pflückten mit der anderen die Kirschen. Dies gefiel dem Zigeuner. Er tat so, als ob er helfe einem Riesen den Gipfel niederzuhalten und dabei aß er, was er mit der anderen Hand erlangen konnte. Da plötzlich ließ der Riese los, und unser Zigeuner flog mit dem hinaufschnellenden Ast über den Baum und fiel — krrch! — mitten in ein Gestrüppe, in dem sich ein Dohlennest mit einer jungen Dohle befand. Er steckte den Vogel in die Tasche und tat, als wäre nichts geschehen. „Warum hast du denn losgelassen?" fragte ihn der Riese. „Losgelassen?! Ich sah einen Vogel drüben fliegen und bin ihm nachgesprungen, um ihn zu fangen. Hier ist er!" Und er zeigte ihnen die Dohle. Da lief ein Hase vorbei. „Schnell, Riese, schnell, fang ihn!" rief der Zigeuner. Der Riese lief und lief, aber den Hasen holte er nicht ein. Geringschätzend sagte der Zigeuner zu ihm: „Du freilich könntest keinen Vogel in der Luft fangen, da du nicht einmal etwas, was auf der Erde läuft, erwischen kannst."

Digitized by Google

Die Riesen staunten und führten den Zigeuner in ihr Haus zu ihrem Starjeschina*), und als sie diesem die geschauten Heldentaten erzählt, lud er den Zigeuner ein, für immer bei ihnen zu bleiben.

Am nächsten Morgen schickte der Starjeschina zwei Riesen und den Zigeuner um Wasser und gab jedem eine zusammengerollte Büffelhaut. Der arme Zigeuner konnte kaum die leere Haut schleppen; was sollte er erst mit der vollen anfangen! Bald trug er sie, bald schleifte er sie hinter sich her, und dabei dachte er nach, wie er sich aus dieser Verlegenheit ziehen könne.

An der Quelle füllten die Riesen ihre gewaltigen Büffelschläuche; der Zigeuner aber nahm einen Spaten und begann von der Quelle gegen das Haus der Riesen zu einen kleinen Graben zu ziehen.

„Was soll das sein?" fragten die Riesen. „Na, seht ihrs denn nicht?" entgegnete der Zigeuner; „wozu soll man denn jeden Tag Wasser schleppen? Ich werde das Wasser auf unser Haus zuleiten, dann haben wir es immer frisch."

„Tu's nicht", baten die Riesen, „das Wasser würde unser Haus überschwemmen." — „Ich tu's doch und doch", beharrte er, „oder ich werde euch kein Wasser holen."

„So lass' es bleiben, lieber Zigeuner", sagten die Riesen „und wir wollen dich und deinen vollen Büffelbalg nach Hausetragen."

Daheim berichteten sie dem Starjeschina, vor welcher Gefahr sie das Haus bewahrten, und dieser meinte: „Wenn das so ist, so will ich ihn nur mehr ins Holz schicken."

Er schickte ihn also am nächsten Tage mit den anderen Riesen ins Holz. Als sie ins Gebirge kamen, suchte sich jeder

*) Haupt einer Hausgemeinschaft.

Digitized by Google

eine große Buche aus, fällte sie und nahm sie dann auf die Schulter. Der Zigeuner aber hatte sich einen fünfzig Ellen langen Strick mitgebracht und schlang diesen um ein ganzes Gehölz.

„Was soll das werden?“ fragten die Riesen.

„Pah, gar nichts! Warum soll nur ich jeden Tag um Holz rennen, wenn ich auf einmal so viel heimtragen kann, daß wir für zehn oder fünfzehn Tage genug haben!“

„Tu's nicht, lieber Zigeuner“, baten die Riesen, „du wirst uns sonst den ganzen Hof und den Flur vollstopfen, so daß wir ins Haus werden hineinklettern müssen.“

„Ich tu's aber doch und tu's doch, oder ich trage euch kein Holz!“

„So lasse es nur bleiben, und wir wollen noch dich und deine Buche nach Hause tragen“, sagten die Riesen.

Als die Riesen daheim die neue Heldentat des Zigeuners erzählten, wurde es den übrigen bange. Der Starjeschina beriet sich mit ihnen und sagte dann zu dem Zigeuner: „Unser Haus ist wahrlich zu enge für so viele. Hier hast du fünfzig Dukaten und gehe von uns!“

„Fällt mir nicht ein“, erwiderte der Schlingel, „denn mir geht es hier beinahe zu gut. Wir passen zusammen, wie Fingerspitze und Nagel.“

Der Zigeuner schlief in der Küche beim Herde, wo es hübsch warm war. Da hörte er nachts, wie die Riesen in der Stube untereinander sprachen:

„Es gibt gar nichts anderes, als daß wir ihn umbringen, um uns zu befreien.“

Digitized by Google

Wie der Zigeuner das hörte, nahm er aus dem Winkel einen Sattel, legte ihn auf sein Lager, deckte ihn zu, und er selbst legte sich in den Winkel. Es dauerte nicht lange, so schlich ein Riese mit einem großen, eisernen Hammer heraus aus der Stube und zu der Liegestatt des Zigeuners. Dann hörte man: Kr! Kr! Kr! . . . Der Riese sprach zu sich: „Jetzt ist er fertig" und ging schlafen.

Der Zigeuner warf den Sattel wieder in den Winkel, stand vor Sonnenaufgang auf, fachte Feuer auf dem Herde an und



Digitized by Google

begann lustig zu singen. Die Riesen liefen herbei, und als sie den Zigeuner gemütlich auf dem Herde sitzen sahen, fragten sie ihm verwundert: „Wie hast du denn geschlafen?“

„Niemals besser, als heute Nacht! Nur haben mich, scheint mir, zwei, drei Flöhe gebissen; genau weiß ichs nicht, wie viele ihrer waren.“

Staunend stießen die Riesen einander heimlich an und schwiegen. Später sprach ihr Starjeschina abermals zu dem Zigeuner: „Unser Haus ist uns wirklich zu klein, und im Grunde genommen gehörst du doch nicht zu uns, wenn du auch ein Held bist. Hier hast du hundert Dukaten und gehe, woher du gekommen bist.“

„Nicht wenn du mir tausend gibst“, entgegnete der Zigeuner; „dazu geht es mir hier viel zu gut. Wozu denn auch? Daheim schreit nach mir kein Kind, und kein hustender Alter wartet auf mich!“

Da es Feiertag war, so ruhte die Arbeit, und die Riesen gingen auf eine Wiese, um sich im Steinwerfen zu üben, wie dies doch jeder von uns tut, auch wenn er kein Riese ist. Sie nahmen, so wie andere, einen Steinblock auf die flache Hand, erhoben ihn zur Schulterhöhe und schleuderten ihn weit vor sich hin. Als die Reihe an den Zigeuner kam, fragte er: „Wem gehört jene Burg dort mit dem hohen Turm?“ — „Warum willst du das wissen?“ erwiderten die Riesen. „Schweigt und schaut“, machte der Zigeuner erbost, „denn gleich wird der Turm fliegen.“ — „Nicht doch, nicht doch“, schrieen jetzt alle Riesen, „wirf den Stein nach einer anderen Seite! Dort wohnt unser Kaiser, und es kostet unsere Köpfe, wenn du nach dem Turme wirfst.“

Digitized by Google

„Was kümmerts mich“, schrie der Zigeuner, „ich fürchte nicht ihn und nicht euch!“ Und damit streckte er sich die Ärmel auf.

Jetzt umringten ihn die Riesen. „Lieber Zigeuner, teurer Bruder, höre, lass' dir sagen! Wir geben dir eine Büffelhaut voll Dukaten, nur mach', daß du fortkommst. Wir wollen dich auch noch obendrein nach deinem Hause tragen, damit du dich nicht selbst bemühst.“

Da sich der Frosch gerne ins Wasser treiben läßt, so gab der Zigeuner nach und nahm Abschied. Er saß einem Riesen rittlings auf dem Nacken und hinter ihm schleppten ihrer zwei gehörig an der mit Dukaten angefüllten Büffelhaut. Als sie abzogen, hörte er den Starjeschina leise zu den Riesen sagen: „Es wäre mir recht, wenn ihr die Dukaten nicht dortlassen müßtet“, aber er tat nichts dergleichen. Sie kamen nun zu des Zigeuners Behausung und krochen durch die niedrige Türe. Beim Bücken ächzte einer der Dukatenträger: „Uffff!“, und wie von einem Windstoß erfaßt, flog der Zigeuner hinauf in das Dachgebälk.

„Was soll das?“ fragten die Riesen.

„Wartet, jetzt wird euch mein Rauchfang die Antwort geben und ihr könnt sie eurem Starjeschina bringen, wenn ihr lebend nach Hause kommt!“

Die Riesen flüchteten sich eiligst, und der Zigeuner behielt die Büffelhaut mit den vielen gelben Dukaten. Es waren ihrer mehr, als wir alle zusammen nötig hätten.

Digitized by Google



Die Bärenprinzessin.

Eine arme Witwe hatte eine Tochter. Redlich plagte sie sich ab, um sie großzuziehen. Bald wurde aus dem stillen Kinde eine feine, bleiche Jungfrau mit langen, glitzernden, feuerroten Haaren, deretwegen sie „Flammenhaar" genannt wurde. Ihre schwarzen Augenbrauen bildeten einen einzigen langen Bogen; ihre Augen jedoch hatte noch niemand gesehen, da sie sie stets niederschlug. Schamhaftigkeit ist die beste Zier eines Mädchens, und da Flammenhaar auch dieser nicht entbehrte, so war sie die Schönste weit und breit. Kaum zwölf Sommer alt, hatte sie schon viele Freier; aber sie mochte keinen, sprach selten ein Wort und blickte stets nur vor sich hin.

Da wurde die Witwe recht böse und schalt ihre Tochter: „Du bist jetzt erwachsen, und ich habe es satt für dich zu sorgen. Wähle daher einen deiner Freier. Ist dir aber keiner recht, so gehe in den Wald und heirate einen Bären. Du magst dann

Digitized by Google

Bärenkönigin werden. Bis dahin jedoch mache, daß du ins Holz kommst und arbeite tüchtig."

Die bleiche Jungfrau schwieg und ging in den Wald um dürres Holz zu suchen. Dabei verirrte sie sich und fand keinen Ausweg mehr aus dem wilden Gebirge. Traurig setzte sie sich auf eine Waldblöße und gedachte der harten Worte der Mutter; dabei spielten die Sonnenstrahlen mit dem wehenden Feuerhaare, das wie eine brennende Fackel in das Waldesdunkel hineinleuchtete. Da fühlte sie sich plötzlich weich umarmt, und aufblickend sah sie sich in der Gewalt eines mächtigen Bären, der ein winziges Krönlein ober der breiten Stirne trug. Er sah sie freundlich mit menschlich klugen Augen an, hob sie sacht auf und trug sie in seine Höhle, wo er die Müde auf ein Lager von weichem Moos bettete. Dann ging er fort, um Obst und Honig für sie zu holen, schob jedoch vorher einen Felsblock vor den Eingang, damit sie nicht entwiche. Aber sie dachte gar nicht daran, sondern saß still und ruhig da, als ob sich jetzt ihr Schicksal erfüllt hätte. Allmälig lernte sie das Gebrumme des Bären als dessen Sprache verstehen, und er lehrte sie vieles, was nur die Waldestiere wissen und das den Menschen wie Zauber erscheint.

So wurde sie die Frau des Bärenkönigs nach der Mutter Wort. Und nach einiger Zeit bekam sie ein wunderliebliches, kleines Töchterlein mit Goldhaaren und den hellen, klugen Augen des Bärenkönigs. Dieser blickte das Kind traurig an und sagte zu seiner Frau: „Jetzt ist es vorbei, jetzt muß ich sterben. Hättest du mir einen Sohn geboren, so wäre er mir an Gestalt ähnlich geworden und hätte mein Reich nach mir geerbt. Aber ein

6*

Digitized by Google

menschliches Wesen kann das Bärenreich nicht regieren, und meine Tochter wird daher in einem Reiche von Menschen Königin werden. Verbirg sie gut vor meinem Nachfolger, denn jeder Bärenkönig darf nur ein menschliches Wesen freien; nimmt er aber eines Bärenkönigs Tochter und schenkt sie ihm keinen Sohn, so muß sie dann selbst sterben. Und so gehe ich denn von euch für immer."

Er nahm Abschied von der bleichen Frau und legte sein Krönlein dem Kinde in die Wiege. Dann kamen auch schon in unabsehbarer Reihe die Bären des Reiches daher, setzten ihn auf einen aus Zwergkiefern geflochtenen Thronsessel und trugen ihn feierlich zu einer Felsspalte, die tief hinein in das Berginnere führte. Der Bärenkönig blickte noch einmal um sich; dann schritt er stumm hinein in das Dunkel. Vor dem Felsspalt häuften sie gewaltige Steine übereinander, und er war begraben, noch bevor er tot war. Denn die Waldestiere verbergen stets ihr Sterben.

Die Witwe des Bärenkönigs tat allen Schmuck ab und hüllte sich in weiße Gewänder, die ihre feurigen Locken ganz verbargen. Still lebte sie in der Höhle weiter und pflegte ihr Töchterlein, das rasch zu einem schönen Mädchen aufwuchs. Sie verbarg es sorgfältig, und mußte sie zuweilen tiefer in den Wald hineingehen, um Obst und anderes zu holen, so verwandelte sie das Mädchen in eine Kröte und hieß auch diese unter einem Steine sich verstecken.

Während nun die Tochter des Bärenkönigs in der Waldhöhle heranblüte, wuchsen dem Könige, dem das ganze Land gehörte, auch drei Söhne heran. Da wurde eines Tages die

Digitized by Google

Königin schwer krank. Sie rief ihren Gemahl an ihr Lager und sagte ihm: „Ich bitte dich beim heiligen Gotte, verheirate den ältesten deiner Söhne nicht eher, als bis auch die beiden jüngeren so alt sind, um sich ein Weib nehmen zu können. Dann lasse alle drei auf einmal Hochzeit machen. Wenn du diesen meinen Willen nicht erfüllen willst, so will ich dich auch nicht segnen."

Mit diesen Worten verschied sie. — Der König nahm sich vor, nach ihrem Willen zu handeln, und als auch der jüngste Sohn heiratsfähig war, berief er alle drei zu sich und sprach zu ihnen: „Ihr seid nunmehr erwachsen, und es ist der Wille eurer verstorbenen Mutter, daß ihr euch gleichzeitig vermählt. Gehet also hinauf auf den alten Turm unserer Burg, und der älteste möge dort ein Brett aus dem schwarzen Dache heben. Aus diesem Brette schnitzet drei gleiche Bogen und drei gleiche Pfeile, und schießet diese durch die Lücke im Dache ab. Wo eure Pfeile niederfallen, dort werdet ihr eure Frauen finden. Also geht und lasset sehen, welcherart euer Glück ist."

Die Söhne folgten dem Rate des Vaters und schossen nacheinander ihre Pfeile ab. Die der beiden älteren flogen in die Königsschlösser von zwei Nachbarreichen; der Pfeil des jüngsten aber verschwand in einem großen Walde. Da ging der König hin und freite zwei Töchter der Nachbarkönige für seine älteren Söhne; zu seinem jüngsten aber sagte er: „Gehe du nur selbst in den Wald und such' dir dein Glück."

Der junge Prinz schnürte also sein Ränzel und ging in den Wald. Drei lange Tage suchte er kreuz und quer vergeblich nach einem Zeichen; das Brot in seinem Rucksack war zu Ende, und er war müde und hungrig. Er schämte sich, unverrichteter Sache

Digitized by Google



Digitized by Google

heim zu kommen, sonst wäre er gleich umgekehrt. Und wie er so nachsann, was nun zu tun wäre, da sah er oben in einem Fichtenbaum seinen Pfeil stecken, dessen Schaft mit einem goldgestickten Freierstüchlein umwunden war. Er blickte um sich, ob nicht ein Haus in der Nähe wäre. Da bemerkte er, daß die Fichte vor dem Eingang zu einer Höhle stand. Der Platz davor war sauber gekehrt, und drinnen fand er den Herd und das Geschirr in Ordnung; aber es war kein Mensch zu sehen. Er suchte nun draußen umher und sah dabei im Grase eine große Kröte. Schon hob er den Fuß, um sie zu zertreten, da sagte eine feine Stimme: „Tue mir nichts zuleide, denn ich bin dein Glück."

Zuerst erschrak er, aber dann faßte er sich und sagte: „Wenn du wirklich mein Glück bist, so mußt du mit mir kommen!" Darauf hob er die Kröte auf, steckte sie in den Rucksack und trug sie heim. Zu Hause hatte er ein Zimmer für sich, und dort tat er die Kröte in einen Wandschrank und erzählte niemandem von seinem Erlebnis. Doch der alte König mußte etwas bemerkt haben, denn er sagte zornig zu seinem Jüngsten: „Ist wohl was Rechtes, dieses dein Glück!" Traurig antwortete der Sohn: „Ich will meinen Brüdern nicht im Wege stehen; sie mögen Hochzeit machen, und der Mutter Fluch will ich auf mich nehmen." Trotzdem gedachte der König noch eine Weile zu warten.

Da ereignete es sich, daß der jüngste Prinz niemals etwas Ordentliches zu essen bekam. Der Koch stellte ihm das Mittag- und Nachtmahl immer in sein Zimmer, aber bis der Prinz dazukam und essen wollte, war alles durcheinander geworfen, und die Hälfte fehlte. Der Prinz schalt nun den Koch: „Worin bin ich

Digitized by Google

schlechter, als meine Brüder, daß ihr mich so nachlässig bedient?" Als nun der Koch sagte, er bereite das Essen so sorgfältig wie zuvor, hieß ihn der Prinz vor seinen Augen die Speisen bereiten, auf das Zimmer tragen, und hierauf sofort das Zimmer verlassen. Der Koch tat so. Der Prinz wartete noch eine Weile vor der Stubentüre und trat dann unvermutet ein. Da saß vor dem Speiseschemel ein schönes Mädchen mit einem Krönlein auf den Goldhaaren und leerte eine Schüssel nach der andern. Erschrocken sprang sie auf und wollte sich in den Wandschrank verstecken; er aber kam ihr zuvor, öffnete den Schrank und fand darin eine Krötenhaut, die er ins Feuer warf. „Jao! jao!" jammerte sie und schlug sich auf die Kniee, „ich muß nun für ewig in dieser Gestalt bleiben." — „So ist es mir auch ganz recht", meinte der Prinz. Darauf erzählte sie ihm, sie sei die Bärenprinzessin, und er nahm sie an der Hand und führte sie zu seinem Vater. Dieser dachte lange nach, was er nun tun solle. Dann schickte er einen Zug von Hochzeitsgästen nach den beiden Königstöchtern. Als sie ankamen, sagte er, daß nun Hochzeit gemacht werden solle; vorher aber möchten sich alle drei zu einem Mahle niedersetzen. Das taten sie denn auch, und er sah, wie die beiden Königstöchter immer einen Bissen in der Kehle, einen zwischen den Zähnen und einen zwischen den Fingern hatten, und als sie aufstanden, schüttelten sie die Brotkrumen aus ihrem Schoß auf den Teppich. Die Bärenprinzessin dagegen schluckte immer einen Bissen hinunter, bevor sie den andern nahm, und als sie aufstand, schüttelte sie von ihren Kleidern die Krumen auf einen Teller, wobei sie sich in Dukaten verwandelten.

Digitized by Google

Da dachte der König: „So etwas kann man immer brauchen“, und verlangte von seinem jüngsten Sohne, er möge ihm das Mädchen überlassen, er wolle es selbst heiraten. Als der Prinz davon nichts hören wollte, sagte der König: „Gut, aber dann muß sie aus einem einzigen Stück Stoff für alle meine Soldaten Kleider nähen, oder auch du darfst sie nicht heiraten.“ Der Prinz weinte bitterlich, und als ihn die Bärenprinzessin nach dem Grunde fragte, klagte er: „Mein Vater hat ein hartes Wort gesprochen,“ und erzählte ihr dann alles. Da lachte sie und sagte: „Gehe du dorthin, wo du mich fandest, und rufe dreimal vor der Höhle: „Flammenhaar erscheine!“ Dann wird meine Mutter kommen und du sagst ihr: „Deine Tochter grüßt dich und du mögest ihr für eine Weile das Stück Stoff schicken, aus dem du immer deine Kleider nähest!“ Der Prinz tat wie das Mädchen sagte, und als er dreimal gerufen: „Flammenhaar erscheine!“, da erschien die bleiche Frau in den weißen Gewändern und sagte leise: „Was wünschest du, Schwiegersohn?“ worauf er ihr sagte, was ihn hergeführt. Sie gab ihm das Verlangte, ließ die Tochter grüßen und verschwand wie ein Nebelstreif. — Die Bärenprinzessin nähte nun aus dem kleinen Stoffende Kleider für das ganze Heer, und es blieb noch so viel übrig, als früher da war. Der König dachte: „So etwas kann man immer brauchen“, sperrte sich in sein Zimmer, um zu überlegen, und schließlich sprach er zu seinem Sohne: „Du mußt mir doch das Mädchen geben, oder sie möge in einem einzigen Kessel soviel Maisbrei kochen, daß mein ganzes Heer davon satt wird.“ — Da weinte der Prinz abermals und sagte zu der Bärenprinzessin: „Mein Vater hat ein hartes Wort gesprochen, und jetzt werden wir

Digitized by Google

wohl nicht wissen was tun." Doch sie lachte auch jetzt und schickte ihn nochmals zu ihrer Mutter. Er rief also vor der Höhle wieder dreimal: „Flammenhaar erscheine!", und die bleiche Frau kam heraus, gab ihm den kleinen Kessel, in dem sie immer den Mundvorrat kochte, grüßte ihre Tochter und verschwand. Und die Bärenprinzessin kochte in dem kleinen Kessel für das ganze Heer Maisbrei und es blieb noch genug übrig.

Der Kessel gefiel dem König ganz besonders. Er dachte eine Woche lang nach und meinte dann: „So etwas kann man wirklich immer brauchen." Darnach sprach er zu seinem Sohne: „Ich muß das Mädchen allen Ernstes haben und will sie nur freigeben, wenn sie mir den Ring wiederbringt, den meine Frau, die Königin, in jene Welt mitgenommen hat." Der Prinz jammerte laut auf: „Ach, was soll mir mein ganzes Leben!", und auch die Bärenprinzessin lachte nicht, sondern sagte nur: „Gehe noch einmal zu meiner Mutter und bitte sie, daß sie uns zu dem Ring verhilft, wenn sie es vermag, oder sie soll für ihr Kind anders Rat schaffen." Und so ging der Prinz wieder zu der Felsenhöhle im Walde und rief nach Flammenhaar. Als er der bleichen Frau alles berichtet, sagte sie: „Fasse mich am Saum meines Gewandes und folge mir ohne dich umzublicken, oder den Kopf zu wenden." So schritten sie durch die Höhle. Dann öffnete sich ein Weg, der weiter durch die Erde führte. Sie kamen durch grünlich und bläulich glitzernde Felsengewölbe, in denen sie schreckliche Dinge sahen. Da kroch eine ekle Schlange aus einer Ecke in die andere und trank gierig Eier aus. „Das ist", flüsterte die bleiche Frau, „ein Mädchen, das ihrer Mutter aus der Speisekammer Eier stahl und austrank. Deshalb hat sie

der liebe Gott in eine Schlange verwandelt und sie muß bis zum jüngsten Gericht Eier stehlen." Dann sahen sie einen Mann und ein Weib mit den Füßen nach oben von der Decke hängen, die unaufhörlich mit ihren Rücken gegeneinander schlugen, daß es nur so dröhnte. „Das ist ein Ehepaar, das sich auf Erden miteinander nicht vertrug," erklärte die bleiche Frau. Weiter sahen sie ein aufgehängtes kleines Kind, von welchem Blut herunter troff, das eine schwarze Hündin aufleckte. „Diese Hündin ist ein unseliges Weib, das ihr eigenes Kind erwürgte," erklärte Flammenhaar. Dann kamen sie an zwei Männern vorüber, die an Bratspießen staken: unter ihnen brannte ein Feuer, so groß wie in einem Kalkofen, und indem sie einander gegenseitig drehten, fragte der eine fortwährend zähneklappernd: „Friert es dich, Kamerad?", worauf der andere stets antwortete: „Uhuhuhu, es friert mich fürchterlich!" — „Diese beiden haben zu Lebzeiten Einzäunungen und Zaunpfähle gestohlen und sich daran gewärmt."

Dem Jüngling graute es so, daß es ihm schwer wurde, den Kopf nicht abzuwenden. Deshalb glitt die bleiche Frau rascher dahin, und kaum den Boden berührend folgte er ihr auf eine weite, lichte Fläche, auf welcher in unzähligen großen Cisternen siedendes Wasser brodelte, und in diesen drehten sich jammernde Menschen herum. Bei einer solchen Cisterne hielt die bleiche Frau und sagte: „Dort ist deine Mutter!" Entsetzt blickte er hin und sah wirklich seine Mutter in dem siedenden Wasser. Sie streckte die Hand mit dem Ringe heraus und rief: „Zieh ihn schnell ab, mein Sohn, denn sie lassen mir nicht Zeit! Und dann sage dem Könige, daß ich ihn grüßen lasse, und er möge die

Digitized by Google

dreißig Oka Kirschen bezahlen, die ich schuldig geblieben bin. Wenn es nicht wegen dieser Kirschen ist, so weiß ich nicht, weshalb mich Gott in das Fegfeuer warf!" Dann tauchte sie unter. Der Jüngling ergriff von neuem den Saum des weißen Gewandes und schloß die Augen. Rasch glitten sie denselben Weg zurück und waren bald wieder in der Felshöhle. Dort sagte die bleiche Frau: „Nun trage deinem Vater den Ring hin und sage ihm mit einem Gruß von mir, er möge dir endlich meine Tochter vermählen, sonst wird sich sein Wortbruch rächen."

Als der Prinz dem König alles berichtet hatte, da erschrack dieser und ließ allsogleich alle seine Untertanen und sein ganzes Heer zusammen rufen. Es wurden auf einer großen Wiese Ochsen und Lämmer am Spieße gebraten, und bis zur Mittagsstunde durften sich alle gütlich tun und nach Herzenslust singen. Dann aber befahlen Ausrufer im Namen des Königs Stillschweigen, und hierauf wurde derjenige aufgerufen, dem die verstorbene Königin dreißig Oka Kirschen schuldig geblieben war. Er möge sich melden, damit die Schuld beglichen werde. Endlich meldete sich ein armer Mann. Er wurde vor den König geführt, dieser zog dreißig Dukaten heraus und sagte: „Da nimm das mit Dank und Segen!" Der Mann aber entgegnete: „Mächtiger König, ich nehme nicht mehr als dreißig Heller, soviel wie ich mit der Königin ausgemacht habe." Der König gab ihm nun dreißig Heller und sagte: „Ich bitte dich wie meinen leiblichen Bruder, segne nun ihr Andenken." Und der Mann erwiderte: „Hätte ich das gewußt, ich hätte sie trotzdem hundertmal im Tage gesegnet. Möge ihre gute Seele alle Freuden des Paradieses schauen!"

Digitized by Google

Der König und das Volk beteten hierauf und dann ging jeder still nach Hause. Zehn lange Tage sperrte sich der König in sein Zimmer ein, um nachzudenken. Dann eröffnete er seinem jüngsten, daß er der Bärenprinzessin entsage, und daß nun alle drei Brüder Hochzeit machen mögen. Doch der Prinz war traurig und entgegnete, er wolle vorher noch nach der Mutter sehen, wie es ihr gehe. Er hing also wieder den Rucksack um, ging in den Wald zur Felsenhöhle und rief dort dreimal: „Flammenhaar erscheine!" Da trat wieder die bleiche Frau heraus, und er erzählte ihr seinen Kummer. Sie antwortete ihm gütig: „Halte dich nur an den Saum meines Gewandes, Schwiegersohn, und du sollst deine Mutter sehen." Und wieder glitten sie dahin durch die Höhle, durch das Erdreich und über die weite Fläche mit den dampfenden Zisternen, dann kamen sie an einen großen See von siedendem Wasser und flüssigen Steinen. Die bleiche Frau streckte die Hand aus, in der sie einen goldenen Stab hielt, und über dem See erstand eine hohe Brücke. Sie schwebten hinüber an das andere Ufer, und dort prangte eine gewaltige, herrliche Burg. Flammenhaar winkte nochmals mit dem goldenen Stabe, und das Tor sprang auf. „Weiter dürfen wir nicht," sagte sie, „aber du kannst von hier deine Mutter sehen, die jetzt mit den übrigen frommen Seelen ein Loblied Gottes singt." Aber da kam schon die Königin auf ihren Sohn zu, in einem Gewande wie aus Mondschein gewoben, und ringsum war alles Duft und Licht und Seligkeit. „Habe Dank, mein Sohn!" sagte die Erlöste, „grüße meinen Herrn König und sage ihm, daß meine Seele in demselben Augenblicke in das Paradies flog, wie er die dreißig Oka

Digitized by Google

Kirschen bezahlte. Ich segne ihn, und er möge meine Schwiegertochter von Herzen ehren und lieben."

Der junge Prinz kehrte nun nach Hause zurück, und die Hochzeit der drei Brüder wurde mit großem Glanze gefeiert. Hernach sagte der König zu der Jüngsten: „Höre, meine liebe Schwiegertochter! Ich will, daß jetzt du in meinem Reiche regierst." Sie erwiderte: „Wie kann ich das, lieber Vater? Ich habe nur einen Weiberkopf. Regiere du nur weiter, wie bisher." Er aber sagte: „Man frägt nicht, wer den Kopf trägt, wenn man mit dem, was dieser Kopf ausdenkt, zufrieden ist! Der Erfolg richtet! Also regiere jetzt ein Jahr lang, und dann wollen wir weiter sehen."

Die Bärenprinzessin regierte also wirklich das Land ein volles Jahr lang ganz allein und eroberte in dieser Zeit zwei große Reiche, so daß jeder der drei Brüder König werden konnte. Und damit waren alle sehr zufrieden, und wir sind es mit dieser Geschichte auch.



Digitized by Google



Die Pest im Sacke.

Es lebte einmal in einer kleinen Hütte am Waldesrande ein Mann mit seinem Weib. Obgleich er nur einen kärglichen Verdienst hatte, konnte er doch nach und nach einen Sack Geld ersparen, von dem aber das Weib nichts wußte. Als sie zufällig einmal den Sack erblickte, sagte ihr der Mann, es wäre die Pest darin, und so oft er sich vom Hause entfernte, schärfte er ihr ein, an dem Sacke nicht zu rühren, damit sie nicht pestkrank werde.

Eines tags entfernte er sich abermals, und das Weib blieb allein. Da kam ein Töpfer des Weges mit schönen, schwarzen Töpfen, die das Weib sehr gerne gekauft hätte. Sie hatte aber kein Geld. Und wie sie so nachdachte, fiel ihr der Sack ein, und sie machte dem Töpfer den Vorschlag:

„Gib du mir einen Topf, und ich gebe dir die Pest im Sacke.“ Der Töpfer war mit dem Handel einverstanden. Das

Digitized by Google



Weib brachte den Sack herbei, und als er neugierig ein wenig hineinguckte und das viele Geld sah, gab er ihr alle Töpfe, lud den Sack auf das leere Pferd und ging vergnügt davon.

Das Weib nahm die Töpfe und tat sie sorgfältig einen neben dem anderen auf das Stellbrett. Nur für das kleinste Töpflein fand sich kein Platz. Das brachte sie in Zorn. Sie nahm ein Scheit Holz, schlug auf die Töpfe los und schrie: „Macht Platz dem Töpfchen!" Und so gingen alle in Stücke. Sie las die Scherben auf und warf sie in eine Pfütze vor die Türe.

Als der Mann nach Hause kam, fragte er: „Was hast du gemacht, Weib?" Sie antwortete: „Da habe ich nun endlich diese Teufelspest angebracht, über die ich mich schon längst ärgerte, und habe das kleine Töpfchen auf dem Stellbrett dafür eingetauscht, und die anderen, die in der Pfütze vor der Türe liegen. Jetzt ist es wenigstens hübsch trocken vor unserem Hause." — Der Mann erwiderte

Digitized by Google

aufgebracht: „Du biſt wohl nicht bei Troſt! Wenn du zwei Hörner hätteſt, könnte man dich auf die Weide treiben! In jenem Sacke war ja Geld, ſchönes, blankes, weißes Geld, für böſe, ſchwarze Tage! Ich gehe jetzt fort in die Welt und finde ich einen noch größeren Tropf, als du es biſt, ſo will ich umkehren und dir verzeihen; finde ich aber keinen, ſo werde ich dich braun und blau prügeln.“

Und ſo ging er fort. Er war noch gar nicht weit, ſo ſtieß er auf drei Brüder, die ein Haus bauten. Sie beſtrichen einen Balken, der ihnen zu kurz war, mit Butter und plagten ſich ab, ihn in die Länge zu ziehen. „Was treibt ihr denn da?“ fragte ſie der Mann. Die Brüder entgegneten: „Wir haben hier einen Balken, der zu kurz iſt, um von einem Ende des Hauſes zum an-



deren zu langen. Nun haben wir ihn mit Butter geschmiert und ziehen ihn in die Länge." — Der Mann nahm nun einen zweiten Balken, nagelte ihn kundig an den ersten, und die Brüder hatten jetzt, was sie brauchten.

„Wahrlich, diese Drei sind noch größere Toren, als mein Weib", sprach der Mann weitergehend zu sich. Dabei erinnerte er sich seines Versprechens und kehrte um, wählte aber einen anderen Rückweg. Schon vor dem nächsten Bauernhof blieb er kopfschüttelnd stehen, denn er sah, wie mehrere Männer Nüsse mit Heugabeln auf den Dachboden schaffen wollten. Er unterwies auch diese Einfaltspinsel und eilte heimwärts. Es ereilte ihn jedoch die Nacht, und er mußte in einem Hause am Wege um ein Nachtlager bitten, das ihm auch gewährt wurde. In der Stube war es schon recht dunkel, als er eintrat, und nun nahm von den Hausgenossen jeder einen Gegenstand in die Hand und fuhr damit in der Luft herum, als wolle er etwas verjagen. „Was soll das heißen?" fragte der Gast neugierig, und der Hausälteste erwiderte: „Wir machen Tag." Da entfachte der Mann das Herdfeuer, steckte ein Kienholz an und sagte: „So macht man es, wenn es dunkel geworden ist, und der Tag wird schon von selber kommen."

Jetzt hatte er es satt, überall noch größere Tröpfe, als es sein Weib war, eines Besseren zu belehren. Aber als er am nächsten Tage heimkam und sie wieder sah, da kam auch der alte Zorn über ihn, und er sagte ihr, um sie zu erschrecken: „Höre Weib! Von nun an hebt man auch Weiber als Soldaten aus. Willst du, daß ich dich verstecke, damit dich die Werber

Digitized by Google

nicht finden?“ Bereitwillig ging sie darauf ein. Er führte sie also in den Wald, grub dort ein tiefes Loch, steckte sie hinein, verdeckte die Öffnung nur mit Astwerk, damit sie atmen könne und überließ sie dann ihrer Angst.

Kaum war er fort, so kamen Räuber, die einen Sack Geld nach der Stelle trugen, wo das Weib verborgen war. Es war derselbe Sack, den sie tags vorher dem Töpfer geraubt hatten, der singend durch den Wald gezogen war. Einer der Räuber schnallte seinen breiten Ledergurt ab, legte ihn auf das Astwerk über dem Kopfe des Weibes, und nun begannen sie darauf das Geld zu zählen. Das Weib hielt den Atem an, um sich nicht zu verraten; aber schließlich konnte sie es nicht länger tun, und da es kühl war, stieg ihr Hauch wie eine Dampfwolke zwischen dem Geäste auf.

Die Räuber erschraken, denn sie vermeinten das Geld brenne auf dem Ledergurt, und liefen davon. Das Weib aber stieg aus ihrem Verstecke, suchte das Geld zusammen, tat es in den Sack und trug ihn ihrem Manne nach Hause.

„Da hast du wieder deine Pest im Sacke“, sagte sie.

Der Mann freute sich sehr, und da das Weib fortan nicht mehr so einfältig war, wie bisher, lebten sie wieder glücklich miteinander.

7*

Digitized by Google



Die Goldkinder.

Es war einmal ein Kaiser, und dieser befahl eines tags, daß in ganz Stambul während eines Monates niemand eine Kerze brennen dürfe. An jedem Abende stieg er auf einen Turm und spähte umher, ob wohl jeder seinem Befehle gehorche. Da sah er einmal in der Ferne ein kleines Licht. Sofort schickte er Diener aus, um zu erfahren, wer der Ungehorsame sei. Die Diener liefen alle Gassen ab und kamen endlich vor eine strohgedeckte Hütte, in welcher drei Schwestern wohnten. Diese hatten sich eine Unschlittkerze angesteckt und spannen. Denn sie waren sehr arm, der Tag war ihnen für die Arbeit zu kurz und wie es schon heißt, kennt Not kein Gebot.

Die Schwestern sprachen untereinander: „Wenn man uns so sähe, was könnten wir wohl tun, um den Zorn des Kaisers

Digitized by Google

zu besänftigen?" — Die Älteste meinte: „Ich würde, wenn er mir das Nötige dazu geben wollte, in einem Kessel einen Maisbrei kochen, an dem sich sein ganzes Heer sattessen könnte."

Die Zweite sagte: „Wenn mir der Kaiser gäbe, was ich zum Spinnen und Weben brauche, ich würde ihm ein Zelt machen, unter dem sein ganzes Heer Platz fände, und es müßte noch ein Stück Leinwand übrig bleiben."

Und nun sagte die Jüngste: „Ich wüßte etwas ganz anderes, was dem Kaiser noch viel lieber wäre."

„Was könnte das sein?" fragten die Schwestern.

„Ich würde ihm, wenn er mich zur Frau nehmen wollte, zwei Goldkinder schenken, eine Tochter mit goldenen Haaren, goldenen Händen und Perlenzähnen und einen Sohn mit einer goldenen Hand; der würde der größte Held werden, den es je gegeben hat."

Als die Wächter dies hörten, machten sie mit Pech ein Zeichen an die Türe, um die Hütte wieder zu finden, gingen zum Kaiser und berichteten ihm alles, was sie gesehen und gehört hatten.

Der Kaiser dachte nach und befahl dann, alle drei vor sein Angesicht zu bringen.

Die Schwestern erschracken zu Tode, als man sie am nächsten Morgen zum Kaiser holte; nur die Jüngste meinte: „Nun, er wird uns nicht gleich den Kopf abschlagen und wenn auch, einmal muß man ja doch sterben."

Der Kaiser tat ihnen aber nichts, sondern fragte die Älteste freundlich: „Kannst du wirklich einen solchen Brei kochen, wie du sagtest?" — Sie erwiderte: „Gib mir eine Frist von vierundzwanzig Stunden und du sollst ihn haben." Der Kaiser war

Digitized by Google

einverstanden, doch die Stunden gingen herum und den Maisbrei hatte sie nicht zustande gebracht.

Jetzt sagte die Mittlere: „Gib mir eine Frist von drei Tagen, damit ich das Zelt fertig stelle.“ Der Kaiser gab ihr alles, was sie verlangte, und schloß sie dann ein. Als er am dritten Tage bei ihr eintrat, fand er, daß auch sie ihr Wort nicht hatte halten können.

Er fragte nun die Jüngste: „Wie könntest denn du vollbringen, was du versprachst?“

Sie sprach: „Würdiger Kaiser! Es sagt mir eine innere Stimme, daß das, was ich sagte, geschehen würde, wenn du mich zum Weibe nehmen wolltest.“

Die älteren Schwestern schickte der Kaiser heim, und die jüngste nahm er zum Weibe. Er hatte bereits acht Frauen, und diese war demnach die neunte. Kinder hatte er aber keine, und er hätte sehr gerne welche gehabt. Mit seiner jüngsten Frau lebte er in großer Eintracht. Sie gab immer nach, und es können eben niemals zwei miteinander in Streit geraten, wenn einer davon es nicht will. Nach einiger Zeit war es der jungen Frau wirklich so, als sollte sie die Goldkinder bekommen, und wie die übrigen Frauen dies bemerkten, sprachen sie untereinander: „Wenn sie solche Kinder bekommt, wie sie sagt, dann ist unseres Bleibens hier nicht mehr.“ — Die älteste der Frauen, namens Badscha, aber meinte, sie wisse Rat und würde diese Kinder schon unschädlich machen.

Die Zeit war da, daß die Kinder kommen sollten, und es sagte nun Badscha zu der jungen Frau: „Bei Herrschaften ist es üblich der Mutter die Augen zu verbinden, damit ihr die Freude

Digitized by Google

nicht schade, wenn sie plötzlich ihre Kindchen erblickt." — Die junge Frau ließ willig alles mit sich geschehen und konnte also die beiden Kindchen nicht sehen, die ihr Gott schenkte. Das benützte Badscha, um ihr die Kleinen wegzunehmen und ihr zwei Hündchen zu unterschieben. Hierauf ging sie zum Kaiser und sagte: „Komm und sieh! An Stelle von Goldkindern hat dir deine jüngste Frau zwei Hunde geboren."

Der Kaiser berief nun seine Räte und fragte sie, was wohl mit einem Weibe geschehen solle, das Hunde zur Welt bringe. Alle sagten: „Lasse sie, o Kaiser, mehreren Pferden zugleich an den Schweif binden, damit sie zerstampft und zerrissen werde!" Nur einer sagte: „Lasse, o Herr, den serbischen Patriarchen kommen, damit wir hören, wie dieser denkt."

Der Patriarch kam und sprach: „Lasse sie bis zum Gürtel in Pferdedünger vergraben und ihr täglich ein Quart Zehrung reichen. So möge sie leben, denn es kann sein, daß sie die Hunde doch nicht geboren hat."

Der Kaiser folgte diesem Rate, ließ die Unglückliche auf einem Kreuzwege in einem Haufen Pferdedünger vergraben, stellte zwei Wächter neben sie hin und befahl, daß jeder Vorübergehende bei ihrem Anblicke ausspeien möge.

Mit dem Schicksale der Kinder hatte es eine eigene Bewandtnis. Badscha, das böse Weib, legte sie in eine Truhe und warf diese in den Fluß. Der Fluß trug die Truhe in ein Mahlgerinne, und so kam sie zwischen die Schaufeln eines Mühlrades, und die Mühle blieb stehen.

Der Müller ging, um nachzusehen, was los sei, fand die Truhe und trug sie schnell zu seinem Weibe hinein, in der Hoff-

Digitized by Google

nung, einen Schatz gefunden zu haben. Sie hoben den Deckel und siehe da! Zwei süße Kindchen streckten ihnen ihre goldenen Händchen entgegen. Der Müller und sein Weib waren recht alte Leute, die niemals Kinder gehabt hatten, und die Müllerin sagte deshalb erfreut: „Wohl uns, jetzt haben wir Kinder! Wir werden sie ernähren und erziehen. Das sind gewiß Kinder, deren sich die Mutter schämt." — „Nein", eiferte der Alte, „das sind Kinder aus gutem Geschlechte." Der Alten war dies gleich. Sie sammelte Honig und nährte damit die Kinder, und diese wuchsen in einem Monate ebensoviel, wie andere in einem Jahre. Nach drei Jahren waren sie bereits so groß und so wunderschön, daß die Wilen*) des nahen Gebirges beschlossen, sie den alten Leuten zu entführen. Als nun während eines heftigen Sturmes die Kinder vor der Haustüre spielten, flogen die Vilen herbei, hüllten sie in ihr nachtschwarzes Seidenhaar und trugen sie in ihr Schloß hoch oben im Waldgebirge. Dort war es sehr schön, und sie bekamen so viel und so gut zu essen, daß sie noch größer und stärker wurden. Trotzdem gefiel es den Menschenkindern auf die Dauer doch nicht so recht bei den Feen, und einmal sagte das Mädchen zu ihrem Bruder: „Hörtest du, lieber Bruder mein, die Wilen untereinander reden, daß wir nicht ihrer Art wären?" Der Jüngling fragte: „Und was wären wir denn?" — „Wir sind Menschen", sagte das Mädchen. Nun litt es sie nicht länger im Wilenschlosse, und in einer finsteren Nacht, als die Wilen fort in allen Lüften waren, entflohen die Geschwister. Den ersten Menschen,

---

*) Ewig junge, schöne, feenartige Wesen mit guten und bösen menschlichen Eigenschaften, als deren Aufenthalt meist das Hochgebirge gedacht ist.

Digitized by Google

den sie trafen, fragten sie: „Welches ist der schönste Ort auf Erden?“ — „Stambul ist der schönste Ort, dort lebts sich am besten“, lautete die Antwort. Sie gingen also nach Stambul, besahen sich alles, und als sie vor des Kaisers Palast standen, sagte der Jüngling: „Ich bin müde und schläfrig; legen wir uns unter jenen Feigenbaum und ruhen wir.“ — Bald schliefen beide fest ein, und über Nacht ließ Gott einen Palast über ihnen erstehen, größer und herrlicher, als der des Kaisers, und sie erwachten in einem schönen Zimmer auf einem kostbaren Teppiche. Das gefiel ihnen sehr gut und der Bruder sagte: „Bleibe du daheim, Schwesterchen, und sieh dir alles an; ich will ein wenig in den Bazar gehen, um zu erfahren, was die Leute treiben.“

Badscha, des Kaisers ältestes Weib, sah nach dem Wetter aus und bemerkte dabei den neuen Palast. Verwundert meinte sie: „Was wäre denn das? Wo kommt denn der neue Palast her?“ — „So gehe doch und frage, wenn du es wissen willst“, sagten die anderen Sultansfrauen. Und sie ging auch gleich hinüber und fand in dem Palaste das Mädchen ganz allein am Stickrahmen sitzen. Badscha fragte sie: „Hast du noch jemanden?“ Das Mädchen entgegnete: „Ich habe einen Bruder, einen Helden, wie es wohl keinen zweiten in Stambul gibt!“ — Darauf Badscha: „Auf der Ebene vor der Stadt haust ein Mohr, den noch niemand bezwungen hat. Wollte dein Bruder ihn zum Kampfe fordern und töten, könnte er vom Kaiser eine hohe Belohnung erhalten.“

Sobald der Bruder heimkam, erzählte ihm das Mädchen alles, und er sagte: „Morgen früh werde ich den Mohren töten.“ Was sie auch tat, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen,

Digitized by Google

es war vergebens. Zu Sonnenaufgang ging er hinaus vor die Stadt, nur mit einem Streitkolben bewaffnet. Da kam ihm auch schon der Mohr auf einer Araberstute entgegen, mit einem Säbel in der Faust. Der Kampf währte nicht lange, denn der Jüngling erschlug den Mohren auf der Stelle, schnitt ihm dann mit dessen eigenem Säbel den Kopf ab, setzte sich auf die Stute und ritt unter das Erkerfenster des Sultans. Dort legte er den Mohrenkopf nieder, band die Stute an den Zaun und ging in seinen Palast. Der Kaiser schickte ihm sofort seine Diener nach, aber er sah sich nicht um, sondern ging zu seiner Schwester und erzählte ihr alles der Reihe nach, was sich zugetragen hatte.

Nach einigen Tagen suchte Badscha abermals das Mädchen auf: „Sage deinem Bruder, daß auf der Ebene vor der Stadt jetzt fünf Mohren sind, welche den Kaiser zum Kampfe aufrufen! Was wird geschehen, wenn sie ihn töten?" — Der Jüngling war sofort bereit den Kampf aufzunehmen, komme es nun, wie es wolle. Er ergriff am nächsten Morgen seinen Streitkolben und zog aus. Da ritten ihm auch schon die Mohren entgegen. Er begann mit ihnen einen Streit, erschlug einen nach dem anderen, säbelte ihnen die Köpfe herunter, nahm dann die Pferde an die Halfterleine und brachte sie unter den Erker des Kaisers, wo er auch die Köpfe aufstellte. Dann ging er zu seiner Schwester, obwohl ihm des Kaisers Diener nachliefen, und sagte ihr alles, wie es sich zugetragen hatte.

Doch nach drei Tagen war Badscha wieder bei dem Mädchen und erzählte ihr, daß es nun neun Mohren wären, welche das Leben des Kaisers bedrohten. Und so zog denn der Jüngling ein drittes Mal aus, und das Glück diente ihm auch diesmal

Digitized by Google

treulich. Er band also nach dem Kampfe neun Pferde unter dem Erkerfenster des Kaisers an den Zaun, stellte neun Mohrenköpfe auf und ging dann wieder zu seiner Schwester, obwohl ihm diesmal der Kaiser selbst nachrief, er möge doch endlich zu ihm heraufkommen.

Badscha wurde nachdenklich und sagte zu den übrigen Frauen: „Das sind gewiß jene Kinder mit den goldenen Händen, denn alles, was sie angreifen, gelingt ihnen." — Das beunruhigte die Frauen und sie beschworen Badscha, die Geschwister aus der Welt zu räumen. Das hatte das böse Weib ohnedies im Sinne, und deshalb ging sie abermals zu dem Mädchen und sagte ihr: „Da dein Bruder ein solch großer Held ist, so könnte er wohl auch im Tmangebirge das Pferd Rugar fangen. Ein edleres Roß, wie dieses, gibt es nicht, denn die Wilen selbst füttern und pflegen es Sommer und Winter. Mit dem Roß Rugar könnte dein Bruder Taten vollbringen, von denen das Volk in kommenden Zeiten erzählen und singen würde."

Auch zu diesem Wagnis war der Jüngling gleich entschlossen und hörte nicht auf die Einwände der besorgten Schwester. Er ging also in das Tmangebirge und begegnete dort einigen Riesen. „Wohin des Weges, Bursche?" fragten sie ihn. „Ich gehe das Wilenross Rugar fangen", erwiderte er. „Lass' das nur lieber bleiben! Wir haben es auch versucht und dabei hat es unser zwanzig zerstampft." — „Wenn es euer zwanzig zerstampft hat, so kommt es auf mich auch nicht mehr an; ich wäre dann der einundzwanzigste", entgegnete der Jüngling lustig. Wie er weiter durch die Wälder wanderte, begegnete er noch einem gewaltigen Riesen, dem der Schnurrbart wie ein Flachsbündel

Digitized by Google

herabhing. Auch dieſer hielt ihn an: „Wohin denn, Landsmann?“ Der Jüngling antwortete ihm wie den andern. Der Rieſe meinte gutmütig: „Wie willſt du es denn anſtellen? .... Gerade jetzt habe ich die Wilen an der Quelle belauſcht, die ſo wie echtes Weibervolk untereinander ſchwätzten, wie das Roß Avgar zu fangen ſei. Ich will es dir ſagen, damit ich ſehe, ob du, ein gewöhnlicher Menſch, es triffſt. Du mußt alſo vorerſt einen Büffel ſchlachten, ihm den Balg abziehen, dieſen mit Waſſer füllen und ihn an jener Uferſtelle, an die das Roß Avgar zur Tränke kommt, derart in den See verſenken, daß das Pferd das Waſſer aus dem Balge ſchlürft. Dann kannſt du es fangen.“

Der Jüngling tat genau ſo, wie ihm der Rieſe geſagt. Nach einer Weile dröhnte der Boden unter den ſtahlharten Hufen des Wilenpferdes. Zuerſt ſtutzte es, kam dann aber doch langſam heran. Schon ſenkte es den Kopf, um Waſſer zu trinken, da bekam es von dem Balg Witterung und kehrte ſchnell um. Doch da hatte auch ſchon der Jüngling ſeine Arme um den Hals des Pferdes geſchlungen, und ſo raſte es mit ihm davon. Nach einer Stunde wilden Laufes blieb das Pferd ſtehen und ſagte bittend: „Laſſ mich los!“ — „Lebend nicht“, ſagte der Jüngling. Und wieder bat das Pferd: „Laſſ mich nur



Digitized by Google

los! Ich bin dein und keines anderen Herrn. Reiße drei Haare aus meiner Mähne, verwahre sie, und bedarfst du meiner, so verbrenne eines davon, und ich bin bei dir. Denn du kannst mich nicht ernähren, das können nur die Wilen."

Der Jüngling tat, wie ihm das edle Roß Avgar sagte, nahm Abschied von ihm und kehrte nach Stambul zurück, wo die Schwester seiner harrte. Und er erzählte ihr alles.

Neugierig kam Badscha, daher und wie sie erfuhr, daß der Jüngling das Roß Avgar gefangen, da meinte sie, sich erfreut stellend: „Guter Gott! da sollte nun dein Bruder zum Jordanflusse ziehen, über welchem ein Blütenkranz zwischen Himmel und Erde schwebt, den die Wilen gewunden haben."

„Und wo ist dieser Jordanfluß?" fragte das Mädchen. — „Den Jordanfluß findet er zwischen dem Zmajgodija- und dem Doksangebirge, die über den Fluß hinweg mit ihren Häuptern ewig miteinander kämpfen. Gelingt es ihm, den Kranz zu erhaschen und ihn dir zu bringen, so würdet ihr nie altern und noch schöner werden, als ihr es schon seid."

Der Bruder war auch zu diesem neuen Abenteuer gleich bereit, und schon am nächsten Morgen zündete er ein Haar aus der Mähne des Rosses Avgar an. Wie der Wind kam dieses herbei, schnaubend und wiehernd und rieb sich vor Freude an dem Arme des Jünglings, und wie der Wind ging es nach dem Jordanflusse. Dort sagte das Roß Avgar: „Höre, mein Bruder! ich werde in das Wasser springen, und indes ich mich bäume, mußt du den Kranz erhaschen, denn sonst versinken wir in einem bodenlosen Schlund für ewig. Sieh' die Bergeshäupter neigen sich schon wieder drohend gegen einander." Und das

Digitized by Google

Roß Avgar machte einen gewaltigen Satz und unser Held riß gewandt den Blütenkranz aus den Lüften an sich. Da verfinsterte sich auch schon der Himmel, und wie der Blitz flog das Roß Avgar wieder ans Ufer und über die Lehne hinauf, um zu entkommen. In diesem Momente stießen die finsteren Bergeshäupter zusammen, erfaßten das Roß Avgar, das über sie hinwegsetzte, bei den Hinterbeinen und rissen ihm von diesen das Fleisch bis an die Knochen herab. Der Jüngling brach in Tränen aus: „Mein kleiner Rappe, was ist mit dir geschehen?!" — Doch das Roß Avgar beruhigte ihn: „Es sei dir nicht bange! Lasse mich nur in meiner Heimat Berge; dort werden meine Wunden verharschen, von einem jungen Mond zum andern." — So zogen sie heimwärts, das Roß Avgar in das Waldgebirge, der Jüngling nach Stambul.

Er gab den Blütenkranz seiner Schwester, die ihn an der Stubendecke befestigte, und ging in den Bazar, um dort mit den Männern zu rauchen und zu plaudern.

Das schöne Mädchen saß am Stickrahmen und ober ihr schwebte der Blütenkranz, welcher so köstlich duftete, wie nichts sonst auf der Welt. So fand sie Badscha. Ihr war bei diesem Anblicke zumute, wie einem Krebs auf dem Rost. Einer stößigen Kuh gibt aber Gott keine Hörner, und darum mußte sie sich lange besinnen, bis ihr wieder etwas einfiel, was die Geschwister verderben könnte. Endlich sprach sie: „Jetzt fehlt deinem Bruder nur noch ein Weib, und ich weiß ein Mädchen, wie es kein schöneres mehr auf der Welt gibt. Sie wohnt in einem Turm, der mit Dukaten gedeckt ist. Hundert Prinzen warben schon um sie, und alle hat sie in Stein verwandelt. Sie ist so gescheit,

Digitized by Google

daß sie weiß, worauf Himmel und Erde stehen. Sie und ein solch großer Held, wie dein Bruder, würden nun wohl zusammenpassen."

Die Schwester wiederholte ihrem Bruder das Gehörte, und er meinte: „Warte, Schwesterchen, einen Monat lang, dann will ich das Mädchen freien." Die Frist war um, der junge Mond leuchtete vom Firmamente, und er zündete das zweite Haar aus der Mähne des Rosses Avgar an. Der Boden erzitterte, Funken stoben und schnaubend stand das Roß Avgar da. Verharscht waren seine Wunden, man sah nichts mehr davon. Der Jüngling sattelte und zäumte den edlen Rapp, schmückte ihn mit Gold und Edelstein und ritt dann singend hinein in das Waldgebirge. In der Nähe eines Schlößchens mit einem hohen, goldfunkelnden Turm blieb das Roß Avgar stehen. Der ungeduldige Jüngling gab ihm einen Gertenhieb. Da sagte das Pferd: „Ich kann nicht weiter." Nun zog der Reiter die Peitsche. „Schlage mich nicht!" bat das Roß Avgar, „ich darf nicht weiter. Wenn das Mädchen uns früher erblickt, als wir sie, so werden wir zu Stein." — „Was also soll geschehen mein Rappe? . . . . ." Lauschend hielten sie inne, denn sie vernahmen Schritte, und dann sahen sie zwischen dem Gebüsch ein wunderschönes Mädchen zum Wasser gehen, auf dem Kopfe und in jeder Hand einen kupfernen Krug tragend. Das Roß Avgar flüsterte: „Ich werde aufwiehern und du sollst aufschreien; wenn sie erschrickt, ist der Zauber gebrochen und sie unser." Und das Pferd hob den edlen Kopf, und wie ein Donner rollte sein Gewieher durch das Waldgebirge und wie ein Blitz schrillte des Jünglings Aufschrei. Dem Mädchen entfielen vor Schreck die Wasserkannen,

Digitized by Google



Digitized by Google

und sie floh zurück zu dem Schloßtor. Doch der ...
ihr zuvor, stellte sich vor den Eingang und ...
Gruß. Das Mädchen schlug die Augen nieder ...
die Mädchen am schönsten! — und sagte ...
kommen, mein Held! Du bist es, dessen ...
und verweile hier ein Jahr und dann ...
Ende unseres Lebens." Der Jüngling ...
nicht, ich habe Eile; meine Schwester ...
mich!" — „Gut", sagte das Mädchen ...
Stambul ziehen." Sie gingen ...
Mädchen an ein Perlmutterkästchen ...
hervor. „Was wünschest du, Mädchen ...
Zeit vermögt ihr wohl ...
das Roß Augar nach ...
euch in drei Tagen ...
sagte das Mädchen ...
Wilen entfliegen ...
Und sie ...
„Dann will ...
klopfte ...
entfliegen. ...
gutes Mädchen" — ...
führte sie ...
seltenen ...
schönsten ...
wie das ...
hörte der Jüngling ...
dann ...

ten,
ppt,
zu
der
also
nicht

der
„Du
eier
dest,

hter
die
hres
rde.
end-
er
ind-
nze,
ehr.
iser,
ahre
und

ver-
hres
auf

Digitized by Google



Digitized by Google

und sie floh zurück zu dem Schloßtor. Doch der Jüngling kam ihr zuvor, stellte sich vor den Eingang und bot ihr Gott zum Gruß. Das Mädchen schlug die Augen nieder — so sind doch die Mädchen am schönsten! — und sagte errötend: „Sei willkommen, mein Held! Du bist es, dessen ich geharrt! Tritt ein und verweile hier ein Jahr und dann, wenn du willst, bis zum Ende unseres Lebens." Der Jüngling erwiderte: „Das kann ich nicht, ich habe Eile; meine Schwester verzehrt sich in Sorge um mich!" — „Gut", sagte das Mädchen, „dann wollen wir nach Stambul ziehen." Sie gingen in das Schloß. Dort klopfte das Mädchen an ein Perlmutterkästchen. Fünf Wilen stiegen daraus hervor. „Was wünschest du, Mädchen?" fragten sie. „In welcher Zeit vermögt ihr wohl mein Schloß, den Jüngling, mich und das Roß Augar nach Stambul zu bringen?" — „Wir können euch in drei Tagen hinbringen!" — „Dann will ich euch nicht", sagte das Mädchen und klopfte auf ein Elfenbeinkästchen. Sieben Wilen entstiegen diesem. „Was willst du, gutes Mädchen?" — Und sie wiederholte die Frage. „In zwei Tagen", sagten sie. „Dann will ich auch euch nicht und werde andere rufen." Sie klopfte nun an ein Kästchen von echten Perlen, dem neun Vilen entstiegen. Diese antworteten auf die Frage: „In einem Tage, gutes Mädchen!" — „Also kommt", sagte sie. Das Roß Augar führte sie in den Stall, wo es sich auf süßduftendes Heu von seltenen Waldblumen lagerte, und den Jüngling hieß sie in dem schönsten Gemach auf seidenen Kissen ruhen. Noch fühlte er, wie das Schloß und alles mit ihm sanft emporgehoben wurden, hörte den Flügelschlag der Wilen gleich einer fernen Musik; aber dann entschlummerte er und fühlte nur in einem seligen Traume

erdenentrückt sich dahinschweben, hoch oben in goldenen Wolken, über Wälder und Meere, bis nach dem weißen Stambul. Die Augen aufschlagend, fand er sich daheim zwischen seiner Schwester und seiner jungen, schönen Frau. Sie hielten ihn an den Händen, und ober ihnen duftete der Blütenkranz vom Jordanflusse, Jugend und Schönheit ausatmend.

Da sagte die junge Frau: „Heute wird dich der Kaiser zum Abendessen einladen. Gehe hin, aber iß nichts. Auf dem Wege zum Kaiserschlosse wirst du eine Frau sehen, die bis zum Gürtel in einem Düngerhaufen vergraben ist und vor der jedermann ausspeit. Wische ihr das Gesicht mit diesem Seidentüchlein ab und küsse ihren Busen. So wollen es die Wilen, meine Wahlschwestern. Sie zürnen euch nicht mehr, wegen eurer Flucht. So war es Gottes Wille, denn ihr habt eure Mutter wieder zu Ehren zu bringen."

Er tat, wie ihm geraten, denn auf die Worte eines gescheiten Weibes kann auch ein Mann hören. Wie er nun jene Unglückliche auf dem Kreuzwege sah, trocknete er die Tränen auf ihrem Antlitze und den Schweiß auf ihrer Stirn und küßte sie. Sie fragte ihn: „Warum küssest du mich, vor der jeder ausspeit?" Sanft erwiderte er: „Ich habe unsere Mutter nie gekannt, vielleicht bist du es." — Da kamen die Wächter, und so ging er seines Weges.

Der Kaiser empfing ihn sehr freundlich und setzte ihm das Essen vor. Er aber war der Warnung eingedenk und warf den ersten Bissen einem Hündchen zu, welches der Speisengeruch angelockt hatte. Das Hündchen verschlang den Bissen und fiel tot hin. Der Kaiser war sehr erschrocken und befahl, daß jene seiner

Digitized by Google

Frauen, an welcher heute die Reihe war, das Essen zu bereiten, hereingebracht werde. Da wurde nun Badscha hereingeschleppt, und als sie der Kaiser zwang, einen Bissen von den Speisen zu essen, fiel sie um und war tot. „Du siehst, o Herr“, sagte der Jüngling, „daß man bei dir nicht speisen kann. Komm' also morgen Abend lieber zu mir in mein Schloß; es ist ja nicht weit.“ Der Kaiser versprach es.

Auf dem Heimwege ging der Jüngling geradewegs wieder zu jener armen Frau in dem Düngerhaufen und sagte ihr: „Du bist mein und meiner Schwester Mutter und nicht die zweier Hunde! Heute sind es achtzehn Jahre, daß du unschuldig leidest, und damit wäre es genug und übergenug.“

Er hob sie aus dem Düngerhaufen, und als ihn die Wächter daran hindern wollten, schlug er sie nieder. Dann trug er die Mutter in seinen Palast, wo sie von ihrer Tochter und ihres Sohnes Weib gewaschen und in weiche Seide gekleidet wurde.

Der Kaiser kam auch wirklich den anderen Tag zum Abendessen, und als man ihm das Mahl vorsetzte, da nahm auch er den ersten Bissen und warf ihn einem Hündchen zu. Das Hündchen verschlang den Bissen und wedelte dann mit dem Schwanze, als wolle es sagen, es sei sehr gut und es möchte noch mehr. „Wer hat denn bei dir das Essen bereitet?“ fragte der Kaiser, und der Jüngling sagte: „Jene Frau, die du durch achtzehn Jahre in einem Düngerhaufen vergrubst, jene Frau, welche mich und meine Schwester geboren hat. Sehen wir aus wie Hunde?“

Nun öffnete sich die Türe und herein schritt demütig verhüllten Hauptes die Mutter, geführt von ihrer Tochter und ihres Sohnes Weib. Der Kaiser blickte sie an und blickte dann auf

8*

Digitized by Google

seine beiden Kinder. Wie strahlten sie doch in Schönheit, Reinheit und Herzensgüte, daß jeder Sündige die Augen senken mußte. Es waren fürwahr Goldkinder.

Unter der Stubendecke schwebte der Blütenkranz vom Jordanflusse, und als die Mutter darunter stand, so in allen Ehren unter den Ihren, da verklärte sich ihr Angesicht zu der Jugend und Schönheit, in der es dereinst erstrahlte. Aber dann sank sie um und atmete nicht mehr. Ihr Herz konnte ein größeres Maß an Leid als an Freude ertragen, und über das Herz hatte der Blütenkranz der Wilen keine Macht.

Der Kaiser hatte viele Freude an seinen Kindern, und da sich für seine Tochter schon am nächsten Tag ein schöner Prinz als Freier fand, so wurde für beide Paare zugleich, für den Sohn wie für die Tochter, ein großes Hochzeitsfest gefeiert, zu dem ganz Stambul geladen war. Bei dem Wettrennen wurden sieben Hengste vorgeführt. An ihre Schweife band man die sieben jüngeren Frauen des Kaisers, die Mitschuldigen Badscha's, und so wurden sie zum Vergnügen der Zuschauer zu Tode geschleift.

Die Goldkinder aber lebten ein langes, zufriedenes Leben. Alljährlich am Sanct-Georgstage, wenn der Wald zu neuem Leben erwacht, kam aus dem Gebirge das edle Roß Augar und brachte ihnen Grüße von den Wilen.

Digitized by Google



Die Pferde der Wilen.

Es lebten einmal drei Brüder miteinander, die sich sehr lieb hatten. Nur meinten die beiden älteren vom jüngsten, daß ihm „ein Brett in seinem Dache fehle“, wie man zu sagen pflegt, das heißt, daß es bei ihm nicht ganz richtig sei. Er war eben ein sehr bescheidener Bursche, der nie den Mund auftat, wenn er nicht gefragt wurde und auch dann noch auf die Antwort lange warten ließ, bis er sich seiner Worte gut besonnen hatte, der nie widersprach und mit allem zufrieden war. Wegen dieser Tugenden, die schwer als solche erkannt werden, weil man sie so selten trifft, nannten ihn seine Brüder gerne den „Lola“, den Schwachkopf.

Die Brüder besaßen im Walde eine große Wiese, und wenn sie diese abmähten, errichteten sie immer einen großen Heuschober.

Digitized by Google

Einmal bemerkten sie, daß der Schober kleiner und kleiner wurde, und sie wußten nicht warum. Sie beschlossen daher dem Diebe aufzulauern, und der älteste begann mit der Nachtwache. Er grub sich in dem Heuschober ein Loch, versteckte sich darin und wartete. Um Mitternacht begann es im Walde ringsum zu dröhnen, der Boden erzitterte, und da der Lärm sich immer mehr näherte, verlor der Späher den Mut und nahm Reißaus. Genau so erging es auch dem mittleren Bruder. Die Reihe war nun an dem jüngsten, und trotzdem ihn die Brüder gehörig hänselten, ließ er sich doch nicht irre machen; denn er meinte, gar oft schon habe der Tor das Wasser durchwatet, während die Klugen vergeblich nach der Brücke suchten. Als es Abend wurde, nahm er ein langes Hanfseil zu sich, ging nach der Wiese und verkroch sich im Heu. Richtig ging gegen Mitternacht der Spektakel los. Im Walde ein Gedröhne und Gestampfe, daß die Erde bebte! Und plötzlich sprang aus dem Waldesschatten ein schneeweißes Wilen-Pferd auf die mondbeglänzte Wiese, bedeckt mit einer seidenen Schabracke, und über dem Sattel hing ihm ein seidener Anzug. Gemächlich begann es von dem Heu zn schmausen, und nun warf ihm der Bursche, der neugierig aus dem Schober lugte, geschickt das Seil um den Hals. Das Pferd bäumte sich, zog damit die Schlinge zu und war gefangen. Der Bursche hüpfte hurtig aus dem Heu, beruhigte das schöne Tier, führte es heim und versteckte es in einem leeren Sommerstall. Dann ging er zurück auf die Wiese, und kaum war er dort, so fing der Lärm von neuem an, und ein wunderhübscher Rappe sprengte heran, mit silbernem Zeug aufgezäumt und mit gleißenden Kleidern über dem Sattel. Er fing nun auch den Rappen, brachte ihn zum

Digitized by Google

Schimmel, und da Gott dem Einfältigen dreimal hilft — die Klugen wissen sich ja selbst Rats genug! — so ging er ein drittesmal nach der Waldwiese. Und wirklich ging es schon wieder holterpolter, und ein herrlicher Braun kam dahergesprungen und ließ sich das frische Heu wohl schmecken. Rötlich glänzte sein Fell und rot von Gold war sein Zaumzeug und das Gewand, das er auf dem Sattel trug. Der Bursche fing auch den Braun, schwang sich auf dessen Rücken und ritt frohgelaunt heim, gerade als die Morgenröte zu glimmen begann.

Am nächsten Morgen vermieden die älteren Brüder geflissentlich jede Frage, um den jüngsten nicht gar zu sehr zu beschämen, und dieser sagte nichts, weil er eben nicht gefragt wurde.

Am selben Tage ließ der Kaiser kundtun, daß er seine älteste Tochter verheiraten wolle, und zwar an denjenigen, der mit seinem Roß über einen zehn Ellen breiten Graben springen könne. Die Brüder hatten recht gute Pferde, trotzdem aber wagten sie nicht sich um die Sultanin zu bewerben und wollten nur hingehen um zu sehen, wie andere in den Graben purzelten. Daher lachten sie den Jüngsten aus, als dieser schüchtern sagte, er wolle diesmal sein Glück versuchen. Und das tat er auch! So-



bald er allein war, zog er das Seidengewand an, setzte sich auf den Schimmel und kam noch zurecht, um zu sehen, wie sehr sich die Helden abplagten, um ihre Gäule über den Graben zu bringen. Jeder fiel hinein in den Schlamm, und der Sultan und die Zuseher lachten, daß sie sich wanden. Ganz zum Schluß kam noch unser Lola, gab dem Schimmel die Sporen, und der Schimmel flog hinüber wie eine Flintenkugel. Das Lachen verging jetzt allen, und als der Bursche vor den Sultan trat und sich dessen Tochter erbat, da wußte dieser vor Ueberraschung nicht ein und nicht aus. Vom Gesagten zum Getanen ist der Weg weit, und darum gab der Kaiser dem unbekannten Freier den Bescheid, daß er ihm die älteste Tochter erst dann geben könne, wenn auch seine mittlere Tochter einen Mann gefunden habe. Dann solle gemeinsam Hochzeit gefeiert werden.

Und richtig verlautbarte der Ausrufer tags darauf: der Kaiser verheirate auch seine zweitälteste Tochter, und zwar an denjenigen, der mit seinem Roß einen zwanzig Ellen breiten Graben überspringen könne. Als der Jüngste seinen älteren Brüdern sagte, er wolle es auch diesmal versuchen, wurden sie wirklich böse und befahlen ihm, zu Hause zu bleiben. Er aber sattelte insgeheim den Rappen, zog das Silbergewand an, und im übrigen ging alles genau so, wie am Tage vorher. Auch fand der Sultan eine neue Ausrede, indem er sagte, es müsse auch seine jüngste Tochter einen Mann haben, ehe er die andern hergebe, und seine Jüngste gebe er nur dem, der mit seinem Roß einen dreißig Ellen breiten Graben überspringen könne. — Am dritten Tage sagte der Bursche seinen Brüdern nichts mehr,

Digitized by Google

sondern legte, als sie fort waren, das Goldgewand an, bestieg den Braun und gewann auch die dritte Sultanstochter.

Dem Sultan war es nun zumute, wie dem Aal im Schraubstocke. Jedoch er half sich wieder heraus, indem er sagte, die beiden anderen Helden seien verschwunden, und ohne diesen könne selbstverständlich keine Hochzeit sein. Er werde sie gerne als seine Schwiegersöhne begrüßen, wenn alle drei trockenen Landes auf einem Schiffe dahergeschwommen kämen. Wenn nicht, so wäre eben alles ungiltig.

Diese neue Kunde kam auch den älteren Brüdern zu, und sie sprachen zueinander: „Wenn wir die Sultanstöchter auch nicht gewinnen, deshalb können wir es doch versuchen ein solches Schiff zu bauen. Das kann doch nicht schwer sein, und bequem und nützlich ist es für alle Fälle."

Wie leicht begreiflich, bauten sie das Schiff am Wegrande und mußten es sich demnach gefallen lassen, daß sie jeder Vorübergehende fragte: „Was machst du da, Gevatter?!" Das wurde ihnen langweilig, und so antworteten sie ungeduldig: „Was kümmert's dich!" — Damit wollten sie dem Fragenden zu verstehen geben, daß er sich trollen könne. — Das Schiff war bald fertig, was sie aber auch machten, es war nicht vorwärts zu bringen, es wäre denn gewesen, sie hätten sich selbst eingespannt und es gezogen.

Nun sagte der Jüngste, er wolle es auch versuchen ein Schiff zu bauen, das auf trockenem Boden bis zu des Kaisers Schloß schwimmen könne. Die Brüder waren schlechter Laune und gaben gar keine Antwort, und so begann er mit der Arbeit. Natürlich richtete auch an ihn jeder Vorübergehende viele Fragen,

Digitized by Google

aber er verlor nicht die Geduld, sondern stand unverdrossen Rede und Antwort. Das geschah alles zu jener Zeit, als noch Petrus auf Erden wandelte, und so kam es, daß der Heilige einmal selbst vorüberging und den Lola fragte: „Was machst du denn da, Bruder?“ worauf er die Antwort erhielt: „Ich möchte im Namen Gottes und des heiligen Petrus ein Schiff bauen, das ohne Wasser bis zum Kaiserpalast schwimmen kann: „Das ist ganz leicht“, sagte der Heilige; „sobald das Schiff fertig ist, brauchst du nur die Axt verkehrt hineinzuschlagen und zu sagen:

„Aj dschidi dschindscher,
Schwimm' hin und her!“

Willst du jedoch stehen bleiben, so ziehe die Axt einfach aus dem Schiffe, und es wird halten. Nur darfst du nicht vergessen, jeden aufzunehmen, der dich darum anspricht, und ihn zur Hochzeit zu laden.“

Der Bursche beherzigte alles, und als das Schiff fertig war, schlug er die Axt verkehrt hinein, sagte das Sprüchlein, und es glitt dahin, wie von sanften Wellen getragen. Sich umblickend bemerkte er, wie seine Brüder ihm traurig nachblickten; gleich zog er die Axt aus dem Schiffe, dieses stand still und er holte die Brüder, worüber sich diese sehr freuten. Schon begann er wieder: „Aj dschidi dschindscher . . . .“, da sah er, wie die drei Wilenpferde sehnsüchtig die Köpfe aus ihrem Verstecke herausstreckten. Er wartete also die Nacht ab, brachte die Pferde heimlich auf das Schiff, damit sie von den Brüdern nicht gesehen würden, und fuhr endlich am Morgen ab. Doch nicht lange ging die lustige Fahrt, denn am Wegrande lag ein Mann, der jämmerlich über Hunger klagte und um Gotteswillen mitgenom-

Digitized by Google

men werden wollte. „Aj dschidi dschindscher . . . . ." ging es dann weiter, aber auch wieder nur ein kurzes Stück, da eine gefesselte Stute sie hungrig anwieherte und der Bursche sich ihrer erbarmte. Sie waren schon nahe am Kaiserschlosse, da erblickte er auf einer Wiese einen Riesen, der drei Hasen hütete und an jedem Fuße einen Mühlstein trug. Er zog die Axt aus dem Schiffe und fragte den Riesen, was er da treibe und wozu



Digitized by Google

er die Mühlsteine an den Füßen habe. „Wie du siehst, lieber Bruder“, sagte der Riese, „hüte ich Hasen, und da ich weit schneller bin als diese, so muß ich mir Mühlsteine an die Füße binden, denn sonst würde ich, wenn mir die Hasen durchgehen, sie zu sehr überholen und nie einen fangen.“ — „Willst du mit mir gehen zur Hochzeitsfeier im Kaiserschlosse?“ fragte der Bursche den Riesen. „Und ob ich will“, sagte dieser, „ich war schon lange in keiner lustigen Gesellschaft!“ Also: „Aj dschidi dschindscher . . .“

Der Kaiser wunderte sich sehr, als das Schiff über die Wiesen daher kam. Er stand gerade am Tore, als der Bursche vor diesem hielt und geziemend fragte, ob er jetzt wohl die jüngste Kaiserstochter haben könne. „Gewiß“, sagte der Sultan und dachte nach, wie er mit diesem Burschen fertig werden könnte, der gewiß einer von der Sorte war, die, wenn man sie ins Meer wirft, einen Sack Sand herausbringen. Da hörte er jemanden im Schiffe jammern. „Was ist denn das?“ fragte er neugierig. „Ein hungriger Mann, der nie satt werden kann“, erwiderte der Bursche. „Nun siehst du“, sagte der Kaiser, „wenn dieser Hungrige über Nacht siebzig Backöfen Brot ißt, so magst du meine Tochter in dein Haus führen.“ Man brachte das Brot, und über Nacht hatte der hungrige Mann vom Wege alles aufgegessen und jammerte noch, daß er hungrig sei.

Schon glaubte der Kaiser, er müsse nachgeben, als im Schiffe die Stute hungrig aufwieherte, und so sagte er erfreut: „Du sollst meine Jüngste sicher haben, wenn deine Stute vorher noch neunzig Pferdelasten Heu über Nacht verzehrt.“

Das war der Stute ein leichtes. Kein Stengelchen ließ sie übrig. Der Kaiser wußte sich jetzt wirklich keinen Rat mehr und

Digitized by Google

wollte seine Frau um einen solchen fragen, denn schließlich weiß der Papst und der Bauer mehr, als der Papst allein. Da sah er den Riesen aus dem Schiffe die drei Hasen auf die Wiese treiben. „Wer ist denn das?“ fragte er verwundert. Der Bursche gab ihm die gewünschte Auskunft, und der Kaiser sagte erleichtert: „Gut, wenn der Riese abends die drei Hasen wieder heim treibt, sollst du das Mädchen ganz bestimmt haben.“ Zu Hause aber befahl der Kaiser einem Diener, dem Riesen nachzugehen und ihm um jeden Preis einen Hasen abzukaufen.

Der Diener fand den Riesen, dieser aber wollte sich von keinem seiner Hasen trennen. Endlich gab er sich mit hundert Dukaten für einen zufrieden. Der Diener zahlte ohne Widerrede, nahm den Hasen und brachte ihn dem Sultan. Indessen lief der Riese spornstreichs in den Wald, fing sich ein Häschen und trieb abends seelenruhig seine drei Hasen heim.

Der Sultan war darüber sehr erzürnt und glaubte, der Diener habe ihn betrogen. Er sandte also am nächsten Morgen die Kaiserin aus, dem Riesen einen Hasen abzukaufen. Nach langem Weigern verkaufte ihr der Riese wirklich einen Hasen um fünfhundert Dukaten. Am Abend trieb er aber trotzdem wieder seine drei Hasen aufs Schiff. Nun verkleidete sich der Kaiser als Zigeuner, ging am nächsten Tage selbst in den Wald zu dem Riesen und erhandelte mit vieler Mühe um tausend Dukaten einen Hasen, den er eigenhändig heimtrug. Vergnügt schaute er nun abends zum Fenster hinaus, aber schau nur, schau! Da trieb der nichtsnutzige Riese schon wieder drei Hasen ein.

Der gute Kaiser saß da, wie die angefrorene Sonne. Und wie er so dem Riesen nachblickte, hörte er Gewieher und Pferde-

Digitized by Google

getrappel. Über die Wiese vor dem Schlosse tänzelten drei wunderschöne Pferde, und auf jedem saß ein schöner Bursche, und alle drei glichen einander wie ein Ei dem andern. Nur der Anzug war verschieden. Der Älteste auf dem Schimmel war ganz in schimmernde Seide gekleidet, der Mittlere auf dem Rappen in gleißendes Silber und der Jüngste auf dem Braun in funkelndes Gold. Und an den Pferden konnte sich der Kaiser gar nicht sattsehen. Wie sie die Nase stolz hochhielten und mit den Beinen fuchtelten und zappelten! Ich sage dir, sie kamen gar nicht vom Fleck, und zwischen den gespreizten Hinterbeinen hätte ein Widder mit großem Gehörn durchschlüpfen können.

Die Kaiserin steckte ihren Kopf durchs Fenster und sagte dann zu ihrem Manne: „War es zum Guten, was du getan, so wärs jetzt genug und war es zum Bösen, so wärs erst recht genug; darum gib unsere Töchter diesen schönen Jünglingen!“ — Der Kaiser tat, als müsse er seiner Frau nachgeben, ließ die drei Brüder rufen und gab dem Ältesten die Älteste, dem Mittleren die Mittlere und dem Jüngsten die Jüngste und jedem obendrein einen Sack Dukaten. Jeder nahm sein Mädchen und den Geldsack aufs Pferd, und froh ritten sie nach Hause, singend und Freudenschüsse aus ihren langen Flinten abfeuernd. Der Lola wurde von seinen älteren Brüdern, denen er zum Glück verholfen, zum Familienoberhaupt gewählt, und sie lebten glücklich und einträchtig miteinander. Wenn sie nicht gestorben sind, so geht es ihnen noch heute gut. Magst du's nicht glauben, so lauf hin und frage.

Digitized by Google



Der Jüngling und das Mädchen.

Ein Hirtenmädchen brachte einmal ganz heimlich hoch oben im Gebirge auf der Sommerweide ein Kind zur Welt, das sie bei einer Zigeunerin verbarg. Zur Winterszeit, als sie schon längst wieder unten im Dorfe war, heiratete sie der Bursche, der ihr den Kummer angetan, und sie hätten nun gar so gerne ihr Kind zu sich genommen. Aber sie wagten das nicht, wegen des Geredes der Leute. Endlich zogen sie ganz fort, in eine andere Gegend, wo man sie nicht kannte, und nahmen das Kind zu sich. Es war ein schöner Knabe, von dem niemand wußte, daß er keinen rechten Vater hatte und nicht getauft war. Lange überlegten sie, wie sie wohl ihre Sünde eingestehen und ihren Sohn taufen lassen könnten, und so lange dachten sie hin und her, bis es zu spät war. Denn der Knabe verließ eines nachts seine Wiege, kroch zu seiner Mutter hin und begann sie am Halse zu würgen. Die Mutter glaubte zuerst, das Kind wolle sie liebkosen; dann aber ging ihr der Atem aus und

Digitized by Google

sie war tot. Niemand wußte, wie dies geschehen. Nach einiger Zeit erging es dem Vater ebenso.

Mitleidige Menschen nahmen die fremde Waise zu sich, und mit den Jahren wurde aus dem Knaben ein Jüngling. Das schönste Mädchen des Dorfes fand an ihm Gefallen, und sie liebten einander so sehr, daß es schon sündhaft war, mehr als Gott und die ewige Seligkeit. Der Jüngling wollte das Mädchen heimführen, und darum mußte er sich entschließen, auf ihren Anblick für einige Tage zu verzichten, um zu dem eine Tagreise entfernt wohnenden Pfarrer zu gehen und das Nötige zu vereinbaren. In jenem Orte war er noch niemals früher gewesen, und als er an der Kirche vorüberkam, erfaßte ihn die Neugierde. Eben wollte er die Kirchenschwelle überschreiten, als der Meßner, sich umwendend, gegen ihn das Rauchfaß schwang. Da fühlte er sich wie von hinten gepackt und niedergerissen. Als die Leute zu ihm traten, war er tot.

Das Mädchen schlug sich bei der Todesnachricht auf die Brust und riß sich mit den Nägeln das Gesicht blutig. Herzzerreißend waren die Klagegesänge, in denen sie vierzig Tage und vierzig Nächte lang um den Entschwundenen jammerte. Unaufhörlich rief sie ihn herbei und wünschte bei ihm im Grabe zu liegen. Am vierzigsten Abende ging das Mädchen noch zu später Stunde Wasser holen. Sie rief seinen Namen sehnsuchtsvoll in die Nacht hinaus, und wie sie zu dem Brunnen kam, fand sie ihren Liebsten in ein weißes Leichentuch gehüllt im Mondenscheine am Trogrande sitzen.

„Du Gute, Liebe“, sprach er zu ihr, „da du mich so herbeisehnst, so bin ich gekommen und will dich nun mit mir

nehmen.“ Und er griff mit ſeiner Hand, die ſo leicht und kühl war, wie ein Blumenblatt, nach der ihren und führte ſie auf eine Anhöhe. Dort wellte ſich der Raſen über ſchmale, flache Erdhügel mit niedrigen Holzkreuzen, und zwiſchen dieſen ſtanden über den Schollenhaufen Jüngſtverſtorbener, junge, hohe Birkenſtämme, von welchen die bunten Tränentüchlein, die letzten Liebesgaben, im Winde flatterten. Eines dieſer Gräber ſtand weit offen, und wie im Traume ſah das Mädchen hinab. Sie ſah weite Räume, die alles enthielten, was zu einem guten Hausſtande gehört, ſchöne Stuben und volle Kammern, ſo voll wie ein Kaufladen. „Komm'!“ ſagte er und wollte ſie umfaſſen. „Nicht doch“, wehrte ſie ſanft; „morgen will ich kommen, ſamt meiner Ausſtattung, ſamt allem, was ich für uns geſponnen und gewebt habe. Es tut nicht gut, mit leeren Händen in des Mannes Haus einzuziehen.“ — Er wollte zuerſt nicht nachgeben, aber ſie weinte und flehte. „Gut denn“, ſagte er endlich, „aber morgen iſt Hochzeit und wenn Himmel und



Erde uns trennen wollten.“ Da krähte ein Hahn und das Mädchen stand allein zwischen den stummen Gräbern.

Wieder zog der Vollmond herauf. Das Mädchen saß still an dem Fenster ihrer Stube mit weit geöffneten, trockenen Augen. Jetzt schwebte sie heran, die weiße Gestalt, bis an das Fenster. „Komm'!“ sagte er winkend, „komm'! Gar schnell verfliegt solch eine Nacht.“ — „Lasse mich nur noch mein Hochzeitsgewand anlegen“, flehte sie. Bebend entnahm sie der Truhe die gestickten Leinengewänder, die reich gezierten Überkleider, den blinkenden, klirrenden Münzenschmuck und legte alles an, nahm dann eine dicke Rolle feines Linnen in den Arm und trat hinaus. Er ergriff ihre Hand, und es war ihr, als ob sie der Abendwind durch die stille Nacht dahintrüge.

„Hej, hej!“ rief er jauchzend; „Musikanten herbei!“ Es erstanden vor ihnen vierundzwanzig Zigeuner mit Geigen und Tamburin, Schellen und Pfeifen, und hüpfend zog die lustige Schar voran. Und noch lustiger war der Bräutigam:

„Ist dir wohl bang, oh Liebchen mein,
In stiller Nacht mit mir allein? . . . .“

sang er übermütig hinaus in das flimmernde Schweigen, worauf sie erwiderte:

„Und führst du in die Hölle mich,
Ich will nichts weiter sonst als dich!“

— — — — — — — — — — — — — —

So kamen sie bis an das geöffnete Grab. „Steig hinab“, befahl er kurz. Es ward plötzlich totenstill ringsum, und es überfiel sie wie ein Schauer. „Weise mir den Weg“, bat sie

Digitized by Google

zagend „und reiche mir dann die Hand!“ Er ſank hinab, legte ſich nieder und ſtreckte ſich aus. „Ach!“ wehte es aus dem Grabe herauf, — ein langer, banger Seufzer, der durch die Bäume des Friedhofs ſtrich, daß ſie ſich neigten und wiſperten. „Komm, ach komm, Liebſte“, flehte er, „komm!“ ſchrie er gequält auf. Sie kniete am Rande des Grabes nieder und beugte ſich hinab. Das Mondlicht lag auf ihm, durchdrang das Leichentuch und ſie ſah den grinſenden Totenkopf, die fletſchenden Zähne . . . . Er ſtreckte die Knochenarme nach ihr aus, und ſie reichte ihm zuerſt die Linnenrolle hinab. Gierig griff er danach. Seine Knochenfinger krallten ſich in das Ende des Geſpinnſtes und zerrten daran. Da erfaßte das Mädchen Grauen und entſetzt floh ſie hinweg. Und die Linnenrolle, die ſie nicht losließ, wickelte ſich ab auf der eiligen Flucht.



Als ſie die Türe ihres Hauſes erreicht hatte, ertönte ein Hahnen-



Digitized by Google

schrei: „Kukuriku-u-u! . . . . . .“ Das Linnen war aufgerollt, und sie brach zusammen.

Am nächsten Morgen fanden die Nachbarn das bräutlich geschmückte Mädchen entseelt vor ihrer Türe, auf dem Ende des Linnens liegend. Wie eine schmale, weiße Straße führte dieses hinauf auf den Friedhofshügel zu des Jünglings Grab, über dem vom schwankenden Birkenstamme der rote Brautschleier des Mädchens im Frühwinde wehte.

Digitized by Google

Buchdruckerei A. Edlinger, Innsbruck

Digitized by Google

Digitized by Google